AGB
E. 373.

Gemalt v. Guersino. Gest. v. Ant. Karcher

Smith

Gedichte

E. 373.

und

Erzählungen

K. B. GYMNAS. BIBLIOTHEK BAMBERG

von

Aloys Schreiber.

Heidelberg,
gedruckt bei Joseph Engelmann.
1812.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Wie der Mensch in zwei Welten lebt, in einer äußern und einer innern, so giebt es auch eine zwiefache Poesie, eine historische und eine lyrische. Jene wird selten gelingen in einer Zeit, in welcher der Dichter sich aus seinen Umgebungen in die Welt des Gemüths flüchten muß. Aber auch die Lyrik erscheint unter uns nur rein im Ju-

gendalter, wo das Leben noch seine Gestaltung von der Phantasie annimmt, später wird sich in ihr immer mehr der Kampf des Idealen mit dem Realen offenbaren, und Sentimentalität und Reflexion werden zugleich ihren Charakter und die reifere Lebensperiode des Dichters bezeichnen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird sich auch an den meisten Gedichten dieser Sammlung nachweisen lassen. Mehrere darunter sind aus meiner Jugendzeit, und ich habe es für nöthig erachtet, das Jahr ihrer Entstehung im Inhaltsverzeichnisse zu bemerken. In den spätern spricht sich eine bestimmtere Ansicht des Lebens aus, und wenn die Farbe bisweilen zu düster seyn mag,

so rechne man dies dem Verfasser nicht zum Fehler. Wenigen Menschen ward es so gut, ihr Leben frei, aus sich selbst zu gestalten, und aus dem Kampfe mit der Zeit und dem Verhängnisse trägt man leicht mehr als eine verrenkte Hüfte davon.

Mehrere Kleinigkeiten in dieser Sammlung sind französischen Dichtern nachgebildet. Es ist seit lange Ton unter uns, die Art und Kunst unserer Nachbarn gering zu achten.. Dieses Vorurtheil war nie das Meinige, und ich möchte sogar behaupten, daß ein besonnenes Studium der französischen Dichter manchen jungen Dichter unter uns vor Abwegen bewahrt haben würde.

Uebrigens übergebe ich diese Sammlung dem Publikum ohne alle Ansprüche. Ist Gutes darin, so wird es sich ohne Zweifel erhalten; das Mittelmäßige aber kann nie zu früh untergehen.

Heidelberg, am 22. April 1812.

Aloys Schreiber.

Inhalt.

Vermischte Gedichte.

Das Schöne. ---------- Seite 3
Heidelberger Schloß. ---------- 5
Das Mädchen und die Blumen. ---------- 7
Der Lorbeer. ---------- 10
Elegie. ---------- 12
Der Schluß dieses Gedichts bezieht sich auf die ehemalige Lyceums-Kirche, welche zu einer Fleischbank eingerichtet werden sollte.
Am Jahresmorgen 1811. ---------- 16
An die Nymphe des Heilquells. ---------- 18
Der Strom der Zeit. ---------- 20
An den Schlaf. Nach Castiglione. ---------- 22
Schwalbenlied. ---------- 23
Das goldne Vließ. ---------- 25
Skolie. ---------- 27

Zu ihr, zu ihr! 1794. .... Seite 28
Von Zumsteeg im Langschen Almanach in Musik gesezt
Frühlingsempfindungen einer Nonne. 1799. .. 30
Der Sänger. 32
An die Grazien. 1799. 33
Der ewige Jude. 34
Der Mensch. 38
Der Mummelsee. 41
Ein See auf den Hochgebirgen des Schwarzwaldes.
Die Quelle von Vauclüse. 1796. 43
Bundeslied. 1789. 45
Componirt von Sterkel.
Die schwarzen und blauen Augen. 47
Nach dem Französischen.
Allegorie. 49
Nach dem Französischen.
Der Hausvater an die Gäste. 51
Nach dem Französischen.
Der Mensch. 1797. 53
Warnung. 57
Gram der Liebe. 1788. 58
Die Erscheinung. 62
Auf den Tag der Dichterin Tian.
Das Unbekannte. 64
Sehnsucht. 66
Der Kirchhof. 1800. 68

Liebestrauer. ---------------------- Seite 70
Neujahrsgeschenk. ---------------------- 71
Das Kunstwerk. ---------------------- 73
Nänie. Nach Lipsius. ---------------------- 75
Die Begeisterung. ---------------------- 77
Das verödete Dörfchen. ---------------------- 81
Bilder. 1800. ---------------------- 105
Klage. 1799. ---------------------- 121
An meine sterbende Schwester. 1799. ---------------------- 123
Beruhigung. 1799. ---------------------- 125
An die Wahrheit. 1794. ---------------------- 127
Wiegenlied. 1799. ---------------------- 129
An die Natur 1798. ---------------------- 131
An einem Festtage. 1797. ---------------------- 133
Das Glück des Weisen. 1799. ---------------------- 135
Das Gesicht. ---------------------- 136
Der Knabe Jesus. ---------------------- 139
Liebe. 1800. ---------------------- 142
Empfindungen eines Karthäusers. Nach Gresset. 144
Das zufriedene Mädchen. ---------------------- 147
An die Liebe. 1800. ---------------------- 148
Die Rache. 1798. ---------------------- 150
Lied. 1789. ---------------------- 153
Frauenlob. 1798. ---------------------- 155
Jupiters Erziehung. ---------------------- 157

Lebenswerth. Seite 159
An das Land. 162
Lied. 1789. 164
Geist der Liebe. 1790. 166
An Kleon. Nach Marillus. 168
An Lorreye. 169
An die Nymphen. 173
An den Mond. 1800. 174
Lied 1789. 177
Liebesklage. 179
An Guido. 180
Lettisches Volkslied. 181
An Otto. 182
An Arision. 1801. 184
Nach Sarbievius. 186
An das häusliche Glück. 1799. 188

Parabeln und Apologen.

Kleine Dichtungen. Seite 193
Eine alte Fabel. 203
Der Künstler. 204
Die Menschenopferer. 1801. 206
Der Bär. 207
Der Hänfling und die Schnecke. 209
Nach dem Französischen.

Der junge Held. 1801. Seite 210
Der Wolf und die Gans. 211
Die Schatten. 212
Nach Parny.
Diogenes. 1800. 215
Die Zwiebelsuppe. 217

Sinngedichte und Epigramme.

An Ceres. 221
Neue ästhetische Urtheile. 222
Correggios Magdalena. 223
Die späte Ehe. 223
Nach Prior. 224
Grabschrift. 224
Nach dem Französischen.
Chloe. 225
Die Leyer. Nach Bembo. 225
Nach Gobet. 226
Der Diebstahl. 226
Nach dem Französischen.
Nach Owen. 227
Guter Rath. 227
An Naiden. 228
Unser Prediger. 228
Grabschrift. 228

An einen Amtmann und Dichter. ---- Seite 229
Der Mensch und die Menschen. ---------- 229
Die Thränen. -------------------- 230
Bav. -------------------------- 230
An eine Sängerin. ----------------- 230
An *. ------------------------- 231
Denkspruch. -------------------- 231
Was ist die Liebe? ----------------- 232
Nach Bernis.
Melamp. ----------------------- 232
An Strephon. -------------------- 232
An einen Künstler. ----------------- 233
An Lyda. ----------------------- 234
Eine Hand wäscht die andre. ----------- 234
Crebillon. ---------------------- 235
Der Unterschied. ------------------ 236
Nach dem Französischen.
Der unglückliche Liebhaber. ----------- 237
Grabschrift auf die 300 Spartaner. -------- 238
Auf einen tragischen Schauspieler. -------- 238
An einen Künstler. ----------------- 239
Der schlafende Amor. --------------- 240
An Arist. ----------------------- 241
Aehnlichkeit. --------------------- 241
An Trulla. ---------------------- 242
Hundestreue nach Owen. ------------- 242

An einen Mahler. .... Seite 243
Friedrich II. 243
Die Exegeten. 244
Grabschrift Friedrichs II. 245
Cato. Nach Vaniere. 245
An einen Freund. 246
An die alten Bataver. 246
Bav. 247
Letzter Wille eines Zechers. 247
Der Apfel des Paris. 248
Dichterloos. 248
Amor und der Winzer. 249
Guter Rath. 250
Der Satyriker. 250

Erzählungen.

Roger und Marie. 253
Aus den alten Contes et Fabliaux.
Die drei Geliebten. 280
Der Trauring. 303

Subscribenten.

Ihro Majestät, die Königin von Bayern.

Se. Hoheit, der Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas des Rheinbundes.

Se. Hoheit, der Großherzog von Hessen-Darmstadt.

Se. Durchlaucht, der regierende Landgraf von Hessen-Homburg.

Ihro Königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg.

Se. Erlaucht Graf Wilhelm zu Löwenstein Wertheim.

Se. Erlaucht der Graf von Solms Rödelheim und Assenheim.

Achern.

Herr Pfarrer Heil.

Altona.

Herr Dr. Wallenberg.

Aschaffenburg.

Se. Excel. Herr Graf v. Benzel Sternau, Finanzminister. — Frau v. Chezy, geborne v. Klenke. — Herr Oberlandesgerichtsdirector Wagner. — Frau Geheime-Räthin v. Wolzogen, geborne v. Lengefeld.

Berlin.

Herr Petsch. — Herr Winkler.

Karlsruhe.

Madame Büchler, Gouvernante Ihro Hoheit der Prinzessiin Luise von Baden. — Herr Regierungsrath v. Fahnenberg. — Herr Major v. Greiffenegg. — Fräulein Luise v. Röder, Hofdame Ihro Königl. Hoheit. — Die □ Karl zur Treue.

Darmstadt.

Herr Prof. Zimmermann.

Düren.

Engelmann, Garde-General des eaux et foréts.

Frankfurt a. M.

Herr S. M. Adler, Kaufmann. — Anderwerth, Kaufmann. — J. Baruch, Kaufmann. — M. Baruch, Kaufmann. — C. S. Bauer, Kaufmann. — Fräulein v. Bauer, Stiftsdame. — Herr Benkard, Pfarrer. — Adolph Boecking, Kaufmann. — C. Böhmer, Kaufmann. — Dr. Brak. — J. Fr. Brevillier, Kaufmann. — S. Briså, Kaufmann. — F. H. Brumhard, Arzt und Stadtphysikus. — Dr. Ehrmann, Großherzogl. Medicinalrath. — E. Ellisen, Kaufmann. — H. Emden, Kaufmann. — Dr. Engelmann, Director einer Töchter-Erziehungsanstalt. — Falk, Kaufmann. — Dr. Feyerlein. — J. C. Fellner, Bauquier. — v. Fichard, Schöff. Gebhard, Director. — Gehrung, Kaufmann. — v. Gerning, Geh. Rath. — M. M. Goldschmidt, Kaufmann. — Graßmann, Kaufmann. — Graubner, Kaufmann. — Haas, Schauspieler. — v. Haenlein, Königl. Preuß. Gesandter. — H. L. Hanau, Kaufmann. — N. L. Hanau,

Kaufmann. — Fr. Helm, Verwalter. — Fr. Heß, Architect. — Dr. Hiepe, Staatsraths-Anwald. — Hoffmann, Wasser-Weg- und Brückenbauinspector. — J. F. Holzmann, Physicus. — Dr. Hunkel. — J. J. Ihlee 3 Exempl. U. Fr. Kemmeter, Director einer Erziehungsanstalt. — C. Klotz, Kaufmann. — Könitzer, Buchhändler 4 Exempl. — Lemme, Kaufmann, 3 Exempl. — Baron Fr. v. Leonhardi — G. Lindenheimer, Kaufmann. — Dr. Lucä. — C. F. Mack, Kaufmann. — J. Mack, Maurer-Meister. — Meck, Theatermahler in Fr. — Münch, Actuar der Ober-Polizey-Direction. Mylius, Kaufmann. — J. Raabe, Mahler. — Raeusch, Kaufmann. — Reges, Director der Zeichnungsacademie. — Dr. Rössing d. Jüngere. — Rottwitt, Einnehmer des Enregistrements. — Rumpf, Tapezierer. — G. H. Sauer, Möbelhändler. — J. Schmidt, erster Hautboist bey dem Französischen Theater. — Schmitt, Großherzoglicher Kapellmeister. — C. M. Schulze, Kaumann. — E. Schuttenhelm, Kaufmann. — Seltzam, Justizrath. — Severus, Generalsecretair der Ober-Polizey-Direction. — Dr. C.

Fr. Stark. — Stern d. Aeltere, Kaufmann. — Dr.. Varrentrapp. — Fr. Varrentrapp, Buchhändler — L. Walter, Kaufmann. — Weidner, Oberpostamtscassierer. — Fr. Werdy Regisseur des Frankfurter Theaters. — Baron v. Wiesenhüten Kaiserl. Oesterreichischer Oberst. — v. Wogau, Kaufmann. —

Freiburg (im Breisgau).

Herr v. Glatz. — Hofgerichtsrath v. Gleichenstein.

Mannheim.

Herr Professor Bürrmann.

Mauer.

Herr Canditat Schäffer.

Neckarelz.

Frau Hofgerichtsräthin v. Pattberg.

Offenbach.

Herr Kaufmann Walter.

Prag.

Herr L. v. Lämmel, Kaufmann 3 Exempl.

Rastatt.

Herr Becht, Kaufmann. — Bernard, Theilungscommissär. — Demeter, Stadtpfarrer und Professor. — Engelberger, Rechtspracticant. — v. G*. — Lenz, Professor. — Lorreye, Professor. — Meier, Director. — Mersy, Professor. — Reichert, Registrator. — Schumann, Professor. — Springing, Hofbuchdrucker, 6 Exempl.

Rödelheim.

Herr v. Blandow. — Herr Justizrath Dr. Hoffmann.

Schafhausen.

Herr B. Keller, Kaufmann. — J. G. Müller, des Kl. Raths und Oberschulherr. — J. C. Ziegler, Pfarrer und Lehrer am Gymnasium.

Sindelfingen, (auf dem Schwarzwalde).

Herr Dr. Rapp, Advocat.

Stuttgard.

Herr Geh. Secretair Haug, 10 Exempl. — Herr

Dr. Rehfueß, Bibl. S. K. H. des Kronprinzen. — Reinbeck, Professor, 2 Exempl.

Tischgau.

Herr E. Lemmelsfeld, Kaufmann.

Trier.

Herr Engelmann, verificateur de l'Enregistr. et des Dom. Imp.

Tübingen.

Herr Conz, Professor. — Dresch, Professor. — Michaelis, Professor.

Ulm.

Herr J. M. Miller, Dekan und geistlicher Rath.

Vermischte Gedichte.

Das Schöne.

Ich hörte einen Lautenton
In kühlen Waldesgründen,
Und schlich ihm nach — er war entflohn,
Ich konnt' ihn nirgends finden.

Da sah ich eine Blum' am Bach
In Himmelsbläue stehen,
Das Blümlein wollt' ich brechen, ach!
Es war nicht mehr zu sehen!

Und traurig ging ich weiter fort,
Und weinte helle Thränen,
Und suchte da und suchte dort,
Und immer wuchs mein Sehnen.

Ein Mägdlein kam, im Abendglanz,
Wie ich's noch nie gefunden,
Das Blümlein stand in ihrem Kranz,
Das mir am Bach entschwunden.

Sie trug die Laute in dem Arm,
Die mir so süß geklungen,
Es wurde mir das Herz so warm,
Das erst der Gram bezwungen.

Sie sprach zu mir: Ich will dein Glück
Dir freudig offenbaren!
Das Schöne nimmt der Augenblick,
Nur Liebe kann's bewahren.

Heidelberger Schloß.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich ans modernde Gestein?
Ach! nimmer hauchest du dein frisches Leben
Der alternden Zerstörung ein.

Aus dem Geblätter schauen, ernst und düster,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
Und fremde Laute wehen im Geflüster
Der Abendlüfte um mein Ohr.

Ach, die Verwesung ist des Lebens Amme,
Die Erde buhlet mit dem Tode nur,
Und untergehn muß selbst die heil'ge Flamme,
Die von dem Himmel niederfuhr.

Es wogt und rauscht der Strom im tiefen Grunde,
Und wandert in das Land der Fremden aus,
Doch nimmer kommt von seinem Weg die Kunde
Zurück in seiner Mutter Haus.

Wer lehrt den Fels die Worte, die ich liebe?
Wer giebt der Pflanze Sehnsucht nach dem Licht?
Wer starren Schlaf dem Gold im Berggetriebe,
Wohin kein Strahl des Lebens bricht?

Wer bist du, Schatten, im dem Nachtgewande,
Der sich, wie Nebel, aus Gemäuer hebt?
Wer lös'te dir des Grabes enge Bande?
Weißt du, was still die Unerforschte webt?

Hast du vielleicht einst mächtig hier geboten,
In biedrer Zeit, wo Recht und Sitte galt?
Kommst du, zu trauern, wieder von den Todten
In deinen alten Aufenthalt?

O traure nicht, daß deine Burg gefallen,
Daß sich der Epheu um die Säulen schlang,
Daß itzt nur leise Klagetöne hallen,
Wo einst das Lied zum Siegesfest erklang.

Es mußte ja das Edlere vergehen!
Wo ist der Mensch, der mit Dämonen ringt?
O eile fort, um nicht mit Schmerz zu sehen,
Wie das Geschick auch Geister zwingt.

Das Mädchen und die Blumen.

Das Mädchen.

Süße Blumen seyd willkommen
In des Jahres goldner Zeit,
Ach, ihr seyd so spät gekommen,
Und der Sommer ist nicht weit!

Könnt ihr meine Stimme hören,
Könnt ihr meine Blicke sehn?
Sagt mir, welche will mich lehren
Euer leises Wort verstehn?

Sagt mir, welche soll ich wählen
Zur Gespielin in dem May?
Welche will mir gern erzählen,
Wo die schöne Heimath sey?

Die Lilie.

Wähle mich, mit reinem Kleide
Schmückte mich der Mutter Hand,
Unschuld wurde mein Geschmeide,
Und so bin ich dir verwandt.

Das Veilchen.

Wähle mich, ein süß Verlangen
Wohnt in meinem zartem Blau,
Doch es kühlt die warmen Wangen
Freundlich mir der reine Thau.

Die Rose.

Wähle mich, denn treu behüten
Lehr' ich dich durch heil'ge Scham
Deiner Jugend keusche Blüten,
Ohne Reue, ohne Gram.

Der Rosmarin.

Wähle mich, denn hoffend bindet
Mich die junge Braut ins Haar,
Wähle mich, denn hoffend windet
Mich die Trauer um die Bahr.

Das Mädchen.

O ihr Freundlichen, umgeben
Sollt ihr alle meinen May,
Sollt mir sagen, was im Leben,
Was im Tod das Schönste sey!

Der Lorbeer.

Frohen Muthes steht ein Sänger
Auf dem Felsen hoch am Meer,
Seinem Saitenspiele lauschen
Stein und Thiere um ihn her;

Und des Sängers Schläfe kühlet
Ewig jung ein Lorbeerkranz,
Weithin in die Ferne strahlet
Seiner goldnen Leyer Glanz.

Plötzlich zum Verderben rüstet
Sich des Hochgewitters Macht,
Doch der Sänger lächelt ruhig
In die grauenvolle Nacht.

Zürnend wirft der Geist der Wolken
Einen Feuerstrahl auf ihn,
Und es muß das junge Leben
Eilig zu den Schatten fliehn.

Aber nur der Leib des Sängers
Wird des Grimmes kalter Raub,
Um die Schläfe grünt noch immer
Unversehrt das heil'ge Laub.

Elegie.

Baden am 30. Jul. 1809.

Sehnend kehr' ich zu euch, ihr dunkelen, heiligen Berge,
Welche den Knaben einst kannten in glücklicher Zeit!
Wo der verborgenen Urn entströmt der dampfende Heilquell,
Und der bemoosete Stein Nahmen der Götter bewahrt.
Aber auch hier — wie fühl' ich mich fremd in den Auen der Heimath!
Manches Bekannte versank unter dem Tritte der Zeit.
Rings noch erblühen die Blumen der Flur in kindlicher Anmuth,
Ihnen nur hat das Geschick ewige Jugend verlieh'n!

Und noch strebet der Eichbaum auf in kräftigem
Wuchse,
Fröhlich grünend, indeß Menschengeschlechter
vergehn.
Selber die Schlang' im Felsengeklüft verjünget der
Frühling,
Und die Quelle des Thals grüßet mich freund-
lich wie sonst.
Freundlich waltet noch Mutter Natur, und nimmer
verändert
Sich ihr liebender Sinn, arten die Kinder auch
aus.
Aber der Mensch, im Bund' mit der Zeit, er kann
nur zerstören,
Was er bildet, es ist inneren Lebens be-
raubt.
Schmachvoll klebt er am Schlamm, und vergißt des
gelähmeten Fittigs,
Ordnet und zählt das Gewürm, welches zur
Nahrung ihm dient.
Ha! wer entkleidet vom heiligen Schmuck die Wände
des Tempels?
Traurig hallet der Schritt in dem verödeten
Dom.

Spinnengeweb' umhüllet die schlankaufstrebende
Säule,
Und am zierlichen Knauf bauet die Schwalbe
sich an.
Himmlische Bilder umschwebten hier oft den sinnigen Knaben,
Bei der Orgel Gesang und bei der Sühne des
Mahls:
Blumen und Mayen umkränzten am Fest den schimmernden Altar,
Und das fromme Gemüth brachte zum Opfer
sich selbst.
Wenn das sibillische Lied erklang vom Tage des
Zornes,
Bebte der Frevler, vor ihm zogen die Stunden
herauf,
Schreckliche Zeugen bei'm Todtengericht, er fühlte,
daß Gott sey,
Furchtbar weheten ihn Schauer der Ewigkeit
an.
Aber zum Frommen stiegen herab Gestalten des
Lichtes,
Und es vernahm sein Ohr Stimmen der Liebe
von dort.

Wehe, nur Graus umgeben mich jetzt und schaurige Oede,
Und die Glocke sie ruft nimmer zum Feste herbei.
Horch! dumpf dröhnet es unter mir, tief in der Wohnung der Todten!
Sollen sie nicht mehr ruh'n, bis die Posaune sie weckt?
Bringt sie hinweg, damit sie der Lärm des Marktes nicht störe,
Daß sie zur Unzeit nicht schrecken das kaufende Volk!
Doch es ist Gottes Boden, wo immer ihr ruhet! Die Wage
Ueber den Sternen sie wägt euch und die Lebenden einst.

Am ersten Jahresmorgen 1811.

An Gerning.

Sieh den Tempel mit dem ehrnen Thor,
Welches graue Riesensäulen tragen!
Furchtbar regt sich schon die Sphynx empor,
Uns des Lebens Räthsel abzufragen.

Doch wir wissen, was das Grab verschließt,
Was der schöne Morgenstern verkündet!
Wo der Liebe seel'ge Thräne fließt,
Wird der Mensch den Himmlischen verbündet.

Mond und Sonne müssen einst vergehn,
Und der alte Dom, er stürzt zusammen,
Doch es bleibt die heil'ge Lampe stehn,
Und der Schimmer wird zu hellen Flammen.

Wer sein Höchstes an Gemeines wagt,
Kann im Höchsten nie den Menschen finden!
Wo es herrlich unter Blumen tagt,
Wird er mit Gewürm im Schlamm sich winden.

Aengstlich starrt er in den Strom der Zeit,
Sieht sich selbst zerrinnen in der Welle!
Unser Auge schauet hell und weit
Aufwärts zu des Stromes heil'ger Quelle.

Wenn das Leben sinkt, so steigt sein Preis!
Bei den Todten ist er uns gefunden.
Einmahl welket auch das Lorbeerreis,
Aber ewig strahlen Siegeswunden.

Es vergehe, was nicht bleiben kann,
Schnöde Weisheit, wie des Thoren Grille!
Unerschüttert steht auf sich der Mann,
Denn zum Gott erhebet ihn sein Wille.

An die Nymphe des Heilquells zu Baden.

Sieh, ich pilgre aus der Ferne,
Nymphe, jetzt zu deinem Quell.
Ach, der Heimath schöne Sterne
Leuchten über mir so hell!

Und die grünen Berge stehen,
Wie ich sie als Knabe sah,
Und im linden Frühlingswehen
Ist mir das Vergangne nah.

Laub und Blumen will ich pflücken,
Während die Cicade singt,
Deinen heil'gen Born zu schmücken,
Welcher neue Jugend bringt.

Laß die Spende dir gefallen,
Du, die einst mir günstig war;
Reich' aus deinen Felsenhallen,
Göttin, mir die Schale dar!

Und die sanfte Quelle kühle
Dieses allzuwarme Herz,
Und aus meinem Busen spühle
Sie des Lebens langen Schmerz.

Freudig in der Heimath Boden
Steck' in meinen Pilgerstab;
An den Gräbern meiner Todten
Leg ich alle Wünsche ab.

Schöner in des Thales Frieden
Blickt herein das Abendlicht,
Und den letzten Schlaf des Müden
Stören böse Träume nicht.

Der Strom der Zeit.

Dunkel rauscht des Stromes Welle,
Wo kein Stern am Himmel steht,
Niemand sah noch seine Quelle,
Niemand weiß, wohin er geht.

Was am Ufer fröhlich grünet,
Reißt er mit in seinem Gang,
Und des Stromes Gottheit sühnet
Weder Opfer noch Gesang.

Und es wird die Nacht so schaurig,
Und der Schiffer sieht kein Land,
Und die Erde steht so traurig,
Wie aus Gottes Blick verbannt.

Aber an des Aethers Bogen
Plötzlich tritt ein Stern hervor,
Und es schweigt der Groll der Wogen,
Und es reißt der Wolkenflor.

Stern der Liebe, den wir sehen,
Tröstend ist dein Angesicht!
Wirst du nur am Himmel stehen,
Dann vergeht die Erde nicht.

An den Schlaf.

Blühenden Mohn von letheischer Kraft und alten Falerner
Bring' ich, freundlicher Schlaf, halte die Gabe genehm.
Sey dem Opferer hold, und fess'le die alte Lykoris,
Wenn sie, der Parze gleich, hustet am schnurrenden Rad,
Und die Geschichten vergangener Zeit zur Lehre der Tochter
Abspinnt, aber dem Ohr, ach! und der Liebe zur Qual.
Wiege das Mütterchen sanft, o Schlaf! dann schlägt mir die Stunde
Süsser Minne, die längst Dorilis Auge verheißt.

Schwalbenlied.

Nach dem Neugriechischen.

Gar schnell sind wir geflogen
Weit über Land und Meer,
Und weiſe Wölkchen zogen
Vor uns am Himmel her.

Wir frommen Schwalben bringen
Den Lenz im Liederchor:
Aus ihrer Decke springen
Die Bächlein freudig vor.

Hier am Gesimse schwebet
Noch unser kleines Haus;
Auf, lieben Wirthe, gebet
Den Gästen was heraus.

Und wollt ihr uns verjagen,
Das blonde Mägdlein dort,
Nehmt euch in acht, wir tragen
Es in die Fremde fort.

Und ist's zu schwer, so schwärmen
Wir jedes Morgenroth
Um euer Dach und lärmen,
Und ihr habt eure Noth.

Darum seyd klug, und ehret,
Der Gäste heilig Recht,
Daß euer Haus sich mehret, —
Wir sind ein fromm Geschlecht.

Das goldene Vließ.

Dem Herausgeber des Jason gewidmet.

Soll denn alles Herrliche vergehen?
Nennt der Mensch das Höchste nicht mehr sein?
Oder muß ein neu Geschlecht erstehen
Aus der Mutter starrendem Gebein?

Ohne Sonne liegt vor uns das Leben,
Um ein hungerstillendes Gericht
Haben wir das Götterrecht vergeben,
Und beklagen uns des Tausches nicht.

Feige Ruhe will den Preis gewinnen,
Den der Löwenkampf dem Heros bot?
Zu erstreben des Olympos Zinnen
Weiht Alcides sich dem Flammentod.

Fremde Wege führen durch die Wogen
Zu dem unbekannten Eiland hin,
Und kein Sternlein winkt vom Himmelsbogen,
Tausend Tode drohen dem Gewinn.

Ungeheuer, feuerathmend, wachen
Vor dem Tempel um das goldne Vließ,
Kühn erkämpfen mußt du von den Drachen,
Was der Gott zum Lohne dir verhieß.

Schrecken dich der Zähne wilde Reihen,
Und die Glut, die aus dem Schlunde sprüht?
Sieh, die Jungfrau will zum Kampf dich weihen,
Weh, wenn unrein dir die Brust entglüht.

Auch dem Sieger dräuen noch Gefahren,
Nicht der Lorbeer sichert den Gewinn,
Muth erringt und Treue muß bewahren,
Sonst auf immer ist der Kranz dahin.

Fällst du kämpfend an des Tempels Schwelle,
Auf den Todten fällt der Preis herab*),
Und die Drachen fliehen scheu zur Hölle,
Und das Siegeszeichen schmückt dein Grab.

*) Das goldne Vließ hing an der Decke des Tempels.

Skolie.

Freunde stimmt in meine Lieder,
Knabe, Wein und Blumen her!
Zwar der Frühling kehret wieder,
Doch vielleicht für uns nicht mehr.

Auf des Rheines Schieferhügeln
Pflanzten Götter diesen Wein —
Trinket! mit der Jugend Flügeln
Holt man nur das Alter ein.

Zu ihr, zu ihr.

Zu ihr, zu ihr, die ich mir auserkohren,
In die geweihte Rosenlaube hin!
Zu ihr, mir ist der Augenblick verlohren,
Da ich von ihr entfernet bin.

„Ha sieh, es lagert hinter jenen Hügeln
Ein Hochgewitter furchtbar drohend sich.“
Zu ihr, zu ihr, es deckt mit ihren Flügeln
Die Liebe schützend sie und mich.

„Siehst du den Regen an das Fenster schlagen?
Hörst du am Strand den heulenden Orkan?„
Zu ihr, zu ihr, die Liebe kennt kein Zagen;
Nur Sonnenschein ist ihre Bahn.

„Der Fluß empört sich, seine Wellen schäumen,
Und reißen zürnend Roß und Mann hinab.“
Sie wartet mein! die Liebe kennt kein Säumen,
Für sie giebt's weder Tod noch Grab.

„Sieh, wie der Blitz die Eichen dort zersplittert!
So furchtbar kämpften Erd' und Himmel nie.“
Zu ihr, zu ihr! und wenn der Erdball zittert,
Ich hör' und sehe nichts als sie.

Frühlingsempfindungen einer Nonne auf dem Klosterkirchhofe.

Wie mächtig, Hauch des Frühlings, wehst du hier!
Willst du die Todten dieser Gräber wecken?
Es singt und summt und schwirrt und jubelt dir
Im Hain, am Bach und aus den Blütenhecken.

Was ist's, das sich in meiner Seele regt?
Mir unbekannte, freundliche Gestalten!
Was ist es, das zu Thränen mich bewegt,
Und wie zum Beten heißt die Hände falten?

Ich strecke träumend meine Arme aus,
Und möchte jeden Stein um mich beleben;
Ihr Schläfer hier, im engen, dunkeln Haus,
Sind's eure Geister, die mich itzt umschweben?

Hob euer Busen auch so stürmisch sich?
War euer Blick so trüb beim Lenzbeginnen?
Dich, Veilchen, drück ich liebevoll an mich,
Und trinke deinen Duft mit allen Sinnen.

Du giebst so gern aus deiner Fülle mir,
Und duftest süß bis tief in meine Seele!
Der Hänfling zwitschert — ach es hallt in mir
Ein Lied, doch das singt keines Hänflings Kehle.

Zur Ferne ists, wohin mein Blick sich kehrt,
Wer will von dort, wer will mir Kunde geben?
Wenn sich in Glut mein sehnend Herz verzehrt,
Steigt aus der Asche dann ein neues Leben?

Der Sänger.

Sonst lebt' ich fröhlich, ob mich gleich
Das Glück nicht sehr bedachte;
Ich hatte etwas, das mich reich
Bei meiner Armuth machte:
Die Zither und die Liebe.

Oft sang ich früh den Hänfling wach,
Der sich im Laub versteckte,
Ich sang im Hain, ich sang am Bach
Ganz sorglos, denn es deckte
Mein Tischgen mir die Liebe.

Die Liebe schied, mein Mädchen floh
Mit einem stolzen Ritter,
Arm bin ich noch, doch nicht mehr froh,
Nun schweigt auch meine Zither!
Stumm ist sie ohne Liebe.

An die Grazien.

Süsse, freundliche Charitinnen, die ihr
Mit dem Gürtel der Huld Cytheren schmücket,
Und mit Blüten des Menschen rauhe Pfade
Milde bestreuet!

Seht, ich weihe dies Häuschen euch zum Tempel.
Rosen schmücken den Eingang statt der Säulen,
Und das rankende Geisblatt überwölbt die
Ländliche Kuppel.

Würdigt, Seelige, hier mich eures Umgangs!
Euch geleite der Bruder mit dem Köcher;
Klopft er aber allein an meiner Thür, so
Bleibt sie verschlossen.

Der ewige Jude.

Von des Hügels kahlem Rücken
Wankt ein hagrer Greis herab,
Wandelt fort mit stieren Blicken,
Ueber Bäche ohne Brücken;
Nimmer ruht sein Wanderstab.

Unter Bäumen sieht er blinken
Einen Quell im Abendlicht,
Aus dem Quelle will er trinken,
In den Schatten will er sinken,
Doch ihn treibet das Gericht.

Eine Blume will er pflücken,
Laben sich an ihrem Duft,
Nieder kann er sich nicht bücken,
An sein Herz kein Wesen drücken,
Denn der Geist der Rache ruft.

Unter abgestorbnen Eiben,
Ueber Gräber geht sein Lauf.
„Wird es mich denn ewig treiben?
„Darf ich auch bey euch nicht bleiben?
„Nimmt auch hier mich Keiner auf?

Und die alten Gräber dröhnen,
Geisterstimme ruft ihm zu:
Gott läßt nimmer sich verhöhnen,
Eile fort, ihn zu versöhnen,
Störe nicht auch unsre Ruh!

Und er geht mit Angst und Beben,
Sieht zerknirscht zum Himmel an,
Eine Wolke sieht er schweben,
Sieht ein Wetter sich erheben,
Und ihn faßt ein Hoffnungswahn.

Nacht erwacht; die Donner schallen;
Röthlich zuckt ein Strahl herab,
Freudig hört er's um sich knallen,
Aber, ach! in Staub zerfallen
Ist ihm nur sein Wanderstab.

Und er irrt mit scheuem Tritte
Immer weiter ohne Plan,
Und es suchen seine Schritte
Keine Heimath, keine Hütte;
Er gehöret niemand an.

Unter alten Zwillingseichen
Sieht er jetzt ein Denkmal stehn.
Weh, es ist des Mittlers Zeichen!
Aengstlich will er ihm entweichen,
Will ihn auch im Stein nicht sehn.

Doch es drängt ihn, hinzuwallen
Zu dem heil'gen Angesicht,
Auf die Kniee kann er fallen,
Und mit schwacher Stimme lallen:
„Floß für mich dein Blut denn nicht?

„Ach! in deiner Todesstunde
„Raubt ich dir die kleine Rast,
„Mit der Frevler Schaar im Bunde
„Höhnt ich dich aus frechem Munde
„Unter deines Kreutzes Last.

„Dein Gericht hat schwer getroffen;
„Ewig irrt mein Wanderstab,
„Ohne Ruhe, ohne Hoffen,
„Ach! kein Arm ist für mich offen,
„Und kein Himmel und kein Grab.“

Sieben goldne Strahlen reihen
Jetzt sich um des Mittlers Haupt:
„Wer gefehlt hat, darf bereuen,
„Und mein Antlitz keiner scheuen,
„Der mich liebt, und an mich glaubt.

„Alle sind zu mir berufen,
„Alle durch des Vaters Huld;
„Hättest an des Kreuzes Stufen
„Früher du zu mir gerufen,
„Längst getilgt wär deine Schuld.“

Und der Wandrer sieht die Wunden,
Und das Blut, — das ewig wallt;
Plötzlich ist sein Geist entschwunden —
Und vom Leben losgebunden
Kniet am Kreuze die Gestalt.

Der Mensch.

In die Welt hinaus gestoßen
Steht der Mensch verlassen da,
Winde brausen, Wellen tosen,
Nichts ist seinem Herzen nah.

Liebend rufen ihm die Sterne,
Rufen ihm die Blumen zu:
Sieh nicht traurig in die Ferne,
Uns, o Mensch, gehörest du.

Und er drückt mit tiefem Sehnen
Erd' und Himmel an sein Herz,
Und in warmen, linden Thränen
Lößt die Liebe seinen Schmerz.

Doch der Nord verheert die Auen,
Jedes Blümlein hat sein Grab:
In die Erde mit Vertrauen
Steckt er seinen Wanderstab:

Und mit hoffendem Gemüthe
Schaut er auf zum Sternenchor;
Und es bricht die zarte Blüte
Aus dem dürren Holz hervor.

Seines Wegs Gefährten fliehen,
Geben der Gefahr ihn Preis,
Niemand theilet seine Mühen,
Und ihn drückt des Alters Eis.

Aengstlich sucht er nach der Schwelle,
Wo einst seine Wiege stand,
Aber fremd' ist ihm die Stelle,
Niemand beut zum Gruß die Hand.

Und er schaut vertrauend wieder
Zu dem blauen Himmel auf:
Meine Jugend kehrt nicht wieder,
Und vollendet ist mein Lauf.

Vieles wird der Zeit zum Raube,
Doch nicht alles kann vergehn,
Einer ist's, an den ich glaube,
Einer den die Sterne sehn.

Lieben kann ich, glauben, hoffen,
Tief im Dunkel glänzt ein Licht,
Und ich seh den Himmel offen,
Wenn das Herz im Tode bricht.

Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder,
Tief in den dunkeln Grund:
Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst.

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

Die Quelle von Vauclüse.

O Silberquell, um dessen stillen Rand
Der Lenz die schönsten seiner Blumen reihte!
Bemooste Bäume und du Felsenwand,
Die einst Petrark durch seine Liebe weihte!

O könnt' ich hier, im Schooße der Natur,
Mein Leben still und unbekannt verleben!
Was ich bedarf — es ist ja wenig nur —
Das würden mir zwey Hufen Landes geben.

Dem Wiederhall, der noch den Namen kennt,
Den er so oft in süßen Liedern hörte,
Dem nennt ich sie, die mein Gesang nicht nennt,
Die schuldlos meiner Tage Frieden störte.

In dieser unbesuchten Siedelei
Könnt ich doch unbelauscht von Menschen klagen;
Hier würd ich ihr, wie theuer sie mir sey,
Zum mindesten in meinen Träumen sagen.

Hier opfert ich am grauen Felsaltar
Des Sängers Manen Blumen feucht von Zähren.
Ach sie ist streng, wie seine Laura war,
Und ewig wird auch meine Liebe währen!

Bundeslied.

Willkommen uns, wer frohen Muth
Mit Biedersinn vereint,
Und immer nur das Rechte thut,
Und das ist, was er scheint!
Wir grüßen ihn mit Bruderkuß,
Denn er ist unser Mann,
Und wandelt sonder Ueberdruß
Mit uns des Lebens Bahn.

Der weisen Freude weihen wir
Den kurzen Pilgergang,
Und bringen manches Opfer ihr
Bei Lachen, Scherz und Sang;
Ihr leeren wir oft den Pokal,
Den Rheingaus Traube füllt,
Ihr weihen wir das kleine Mahl,
Wo sie sich uns enthüllt.

Klein ist der Kreis der Brüder nur,
Doch ewig ist sein Band;
In Wüsten und auf grüner Flur
Schließt fest sich ihre Hand,
Und zieht nur leise sich zurück,
Wenn wo ein Armer klagt,
Und trocknet seinen trüben Blick,
Und zeigt ihm, wo es tagt.

So wandeln wir mit gleichem Schritt
Dem dunkeln Ziele zu,
Und ruft Freund Hain aus unsrer Mitt'
Auch einen früh zur Ruh;
Wir blicken seinen Hügel an,
Und schwören froh und weis
Zu wandeln stets, und schließen dann
Noch enger unsern Kreis.

Die schwarzen und die blauen Augen.

Die schwarzen und die blauen Augen stritten
Sich lange um den Vorzug schon:
Und endlich läßt Cytherens Sohn
Zum Richter sich in diesem Zwist erbitten.
Er sitzt voll Ernstes auf dem Thron,
Um den die Scherze und die Küsse schweben,
Die Götter im Olymp erheben
Neugierig sich und schauen auf den Streit!
Kronion selbst vergißt den Becher,
Den Ganymed ihm eben beut;
Zwei Amoretten treten auf als Sprecher,
Von ihren Lippen strömt Beredsamkeit,
Und Amor schlichtet endlich so den Streit:
„Die schwarzen Augen sprühen Feuerfunken,
Die blauen ziehn bescheiden an;
Ein Blick von jenen macht die Seele trunken,
Ein Blick von diesen wiegt in süßen Wahn.

Die schwarzen Augen glänzen heller,
Im blauen Auge schwimmt Melancholie;
Die schwarzen Augen siegen und erobern schneller,
Doch schneller auch und öfter wechseln sie.
Das schwarze Auge schreckt den kalten Spötter,
Das blaue scheucht den frechen Muth zurück.
Das schwarze Aug' erhebt zum Sitz der Götter,
Das blaue giebt der Liebe stilles Glück."

Allegorie.

Ein alter Fischer hatte einen Kahn,
Womit er sich sein Brod gewann;
Den ließ er sterbend seinen Erben:
Doch die, von einem stolzern Sinn,
Verschmähten dürftigen Gewinn,
Und suchten Glanz und Reichthum zu erwerben.
Allmählig ward der kleine Kahn
Zum Marktschiff erst, dann zur Schebecke:
Bald strahlte Waffenglanz von dem Verdecke,
Und seine Masten strebten himmelan —
Als Kriegesschiff stolzirte itzt der Nachen,
Und seine Führer wußten schlau
Des Himmels Blitze nachzumachen;
Wer widersprach, den knebelte ein Tau:
Oft briet man ihn sogar — zu Gottes Ehre.
So trieb das Schiff durch alle Meere,

Nahm fremde Länder in Besitz,
Und bot sie andern an zum Kaufe,
Und man befreite von dem Rächerblitz
Sich nur durch Lösegeld und Taufe.
Doch, wie ein alter Weiser spricht,
Es geht der Krug zum Brunnen, bis er bricht!
So gieng es auch dem stolzen Schiffe;
Itzt hängt es, von der Zeiten Zahn
Durchlöchert, am Korallenriffe,
Verschwunden ist der blinde Wahn:
Des Fischers Enkel müssen sich bequemen,
Und wieder zu dem kleinen Kahn
Des Vaters ihre Zuflucht nehmen.

Der Hausvater und die Gäste.

Was ich liebe, find ich hier:
Wackre Freunde seyd willkommen!
Auf, die Plätze zwischen mir
Und der Frau vom Haus genommen.

Schont der vollen Flaschen nicht,
Laßt uns froh im Kreise schweben;
Alles, nur die Wirthin nicht,
Sey euch heute preisgegeben.

Lärm und Freude paare sich,
Lasset Stübl' und Tisch' sich drehen,
Werfet alles um, auch mich,
Nur die Wirthin laßt mir stehen.

Meldet sich der Schlaf — man kann
Höflichkeit nicht weiter treiben —
Nehmt mein Bett, nur werd ich dann
Wach mit meinem Weibchen bleiben.

Der Mensch.

Nein, o Mensch,
Du bist nicht das schwache,
Gebrechliche, hülflose Wesen,
Wozu du dich selbst machst
Im finstern Wahn und in feiger Verzagtheit.

Gehst du nicht aufrecht,
Und blickest zum Himmel?
Giebt es eine Kraft in der Natur,
Die die Kraft deines Willens
Zu beugen vermögte?
Umsonst feinden die Elemente dich an;
Der Arm, den der Stich einer Mücke lähmt,
Zeichnet dem Blitz seine Bahn vor;
Du schaukelst dich auf den Wogen des Oceans,
Dein Geist arbeitet mit im Sturme,
Zerstört mit im Feuer,
Und fährt auf Fittigen des Windes.

Von allen Wesen, die wir kennen,
Ist nur dir das Wahre wahr,
Ist nur dir das Schöne schön,
Ist nur dir das Gute gut.

Ohne des Löwen Kraft
Meisterst du den Löwen;
Ohne des Adlers Fittich
Schwingest du dich in den Kreis der Sonne.

Du siehst dich in einer Wüste —
Deine Hand schafft sie zum Garten um,
Und zwingt Fruchtbarkeit
Dem nackten Felsen ab.
Dein Blick forscht unruhig umher
Nach den Grenzen der Erde,
Und findet sie zu nahe gerückt:
Da winkt dir die Liebe
Mit ihrem Zauberlächeln,
Und ein Fleckchen Erde,
Das dich mit deiner Geliebten nährt,
Ist dir eine Welt,
Wie der Lerche ihr Nest
Zwischen den Furchen des Ackers.

Sonne und Mond,
Ebbe und Flut,
Sind fremden Gesetzen unterthan;
Sein Gesetz
Trägt der Mensch in sich,
Und ist frey, indem er ihm gehorcht.
Sterne können fallen,
Ihre Spur wird vergehen,
Aber die Bahn,
Die ein großer Mensch durchläuft,
Ist nach Jahrtausenden noch unverwischt.

Nur eines waltet über ihm —
Mit eiserner Hand,
Die harte Nothwendigkeit.
Doch er
Hüllt sich in seine Würde,
Und steht ruhig, wenn ihre Donner rollen.
Das Recht zu ehren,
Beugt er seinen Nacken
Unter das Henkerbeil;
Den rufenden Bruder zu retten,
Stürzt er in des Abgrunds Wogen;
Dem Vaterlande zu gehorchen,

Verspritzt er sein Herzblut;
Das Wort seines Mundes zu besiegeln,
Besteigt er den flammenden Holzstoß.

Mensch, der du aufrecht wandelst,
Und zum Himmel schaust,
Du bist ein Gott
In der Kraft deines Bewußtseyns!
Umsonst hält die Erde
Dir ihren Schuldbrief vor;
Du giebst ihr zurück, was sie dir lieh,
Und forderst dein Erbtheil
Unter den Söhnen des Himmels.

Ich ehre dich, Mensch,
Der du dich selber ehrst!
In dir nur ist Größe,
In dir nur ist Güte,
In dir nur ist Wahrheit!
In dir nur verknüpft sich
Das Sichtbare mit dem Unsichtbaren,
Das Endliche mit dem Unendlichen,
Das, was begann,
Mit dem, was war und seyn wird.

Warnung.

Siehe, halb versteckt in zartes Laub,
Lacht dir dort die goldne Frucht entgegen,
Aber, Wandrer, strecke nicht verwegen
Deine Hand nach ihrem Raub!

Harre, bis die Zeit ihr Reife gab!
Sprengt der Herbst einst ihre harte Schale,
O dann fällt zu deinem Pilgermahle
Sie, auch ungepflückt, herab.

Gram der Liebe.

Brich, armes Herz, dein Urtheil ist gesprochen,
Den Schwur, den sie auf meinem Mund gethan,
Hat sie mit leichtem Mädchensinn gebrochen;
Verschwunden ist der letzte süße Wahn!

Nichts hatt' ich mir mehr vom Geschick bedungen,
Als sie mir sagte: Dein bis in das Grab!
Auf sie beschränkt' ich alle Forderungen,
Die die Natur mir an das Leben gab.

Nun hat sie einem andern sich ergeben:
Ich stehe da, ein Bettler — nackt und blos!
Ach! nicht einmal gehört mir mehr das Leben,
Sie schnitt das Band, das dran mich knüpfte, los.

Noch einmal kommt zurück, ihr Truggestalten,
Und laßt mich tiefer in mein Elend sehn!
Nur eine Stunde will ich fest euch halten,
Und wenn ihr flieht, stumm zu den Schatten gehn.

Ich seh ihr Lächeln, das mich einst gefangen,
Den Blick, an dem ich oft verlohren hieng,
Die heil'ge Schaam auf ihren holden Wangen,
Wenn zitternd sie mein kühner Arm umfieng.

Die Lippen treffen sehnsuchtsvoll zusammen,
Und stürmisch wogt mein Herz an ihrer Brust,
Mein ganzes Wesen lodert auf in Flammen,
Und ich versink in einem Meer von Lust.

O flieht noch nicht ihr zauberischen Bilder,
Laßt mich noch einen Pulsschlag glücklich seyn!
Umsonst! sie wandeln sich in Nacht, und wilder
Zuckt nun die Fieberglut durch mein Gebein.

Sie spottet itzt vielleicht noch des Bethörten,
Dem sie die Erde und den Himmel nahm!
O spotte nicht! die hohen Götter hörten
Den Schwur, der einst aus deiner Seele kam.

Du hast mich um die Seeligkeit betrogen,
Es streichelt mich des Todes kalte Hand,
Ich steh umtoset von des Abgrunds Wogen,
Und schnell zerrinnt im Stundenglas der Sand.

O rinne nur! kalt seh ich dich zerstieben,
Was soll die Welt mir, da ich mir nichts bin?
Man kann nur einmal und nur Eine lieben,
Und einmal hin, ist auch auf ewig hin.

Es braucht kein Gift zu enden meine Schmerzen,
Da mich der Gram mit Amors Pfeil durchsticht.
Ich heg und pfleg die Natter an dem Herzen,
Bis von dem Todesbiß mein Auge bricht.

Du, Erde! wirst mir ja ein Plätzchen gönnen,
Wo müde sich mein Haupt zur Ruhe legt?
Doch werd' ich auch im Grabe ruhen können?
Wird nicht mehr dort des Todten Staub bewegt?

Und wenn mir nun dies Herz auch jenseits bliebe
Mit dieser Glut, die wie die Hölle brennt?
Wenn mich auch dort noch eine fremde Liebe
Von ihr, von ihr — und ach, auf ewig trennt!

Dann, Weltengeist, der diese Brust entflammte,
O dann belebe nicht mehr mein Gebein!
Ich werde sonst der einzige Verdammte
Im weiten Kreise deiner Schöpfung seyn.

Die Erscheinung.

Es rauschen dumpf des Rheines Wogen
Im ungewissen Mondenlicht,
Die Sternlein an dem Himmelsbogen
Verhüllen trauernd ihr Gesicht.

Das Käuzlein ruft von dürren Zweigen,
Es ruft dem Gräber, grab' ein Grab!
Die Blümlein ihre Häupter neigen,
Als sänke schon der Herbst herab!

Was schwebet dort am Sandgestade?
Gehörst du noch dem Leben an?
Du wallst so einsam auf dem Pfade,
Als suchtest du des Todes Bahn.

Wer bist du, in dem Schneegewande?
Was hebt die Brust so ängstlich dir?
Was suchst du an dem nackten Strande?
Entfloh dir falsche Liebe hier?

Es blickt der Mond aus seinem Schleier,
Er blickt der Jungfrau ins Gesicht,
Er zündet an ein Leichenfeuer,
Wo sich des Rheines Woge bricht.

Das Käuzlein ruft: Komm, komm! bereitet
Ist schon dein stilles Kämmerlein;
Was öder Gram vom Leben scheidet
Geht dort zum langen Frieden ein.

Und lauter rauschen Wind und Wogen,
Es zieht die Jungfrau schnell hinab.
Es scheinen von dem Himmelsbogen
Viel tausend Kerzen auf ihr Grab.

Das Käuzlein flattert von den Zweigen,
Es setzt sich in das Ufergras,
Die Blümlein ihre Häupter neigen,
Vom Thau der Wetterwolke naß.

Das Unbekannte.

Warum sehnt sich alles Leben
Aus der Mutter dunklem Schoos?
Zu dem Lichte aufzustreben
Reißt es aus der Nacht sich los.

Doch im Lichte muß vergehen,
Was dem Dunkel sich entzieht,
Und es mag nur das bestehen,
Was die Sonne nimmer sieht:

Was da schlummert, festgebunden
In der unerforschten Nacht,
Was den Weg nicht aufgefunden,
Wo der Strahl des Tages lacht.

Höherschlagend neigt zum Schönen
Sich das Herz in Liebe hin,
Doch es muß in Farb' und Tönen
Auch das Herrlichste verblühn.

Dich entzückt die Götterreine,
Welche Kunst dem Marmor gab?
Ach! das Leben stirbt im Steine
Schnell mit deinem Leben ab.

Wagest du die Sphinx zu fragen
Um des Daseyns dunkeln Sinn,
Wohl wird sie dir Antwort sagen:
Gieb dich nur dem Tode hin.

Sehnsucht.

Mit der Lerche möcht' ich schweben
Fröhlich über Berg und Au,
Mit dem Adler mich erheben
In des Himmels reines Blau.

Nach dem schönen Abendsterne
Streck' ich meine Arme hin,
Schaue sehnend in die Ferne,
Wo ich doch ein Fremdling bin.

Ach, ich nähr' ein Weh im Herzen,
Wandre immer auf der Flucht!
Ach, ich bin ein Kind der Schmerzen,
Welches seine Heimath sucht.

Alles Schöne muß vergehen,
Gräber nur sind um mich her,
Manches seh ich auferstehen,
Doch erkenn' ich es nicht mehr.

Eine Heimath muß ich haben,
Wo ich nicht ein Fremdling bin,
Einer speis't die jungen Raben,
Zu dem Einen will ich hin!

Meine Schuld macht mich erbleichen,
Doch er ist so gut und mild!
Hoch am Himmel steht das Zeichen,
Des erneuten Bundes Bild.

Konnt' ich auch Gemeines lieben,
Als ich in der Irre lief,
Mit des Sohnes Blut geschrieben
Ist der heil'ge Sühnungsbrief.

Der Kirchhof.

Winde säuseln durch des Kirchhofs Eiben,
Schaurig glänzen in des Mondes Schein
Der Kapelle bunte Fensterscheiben,
Und die goldne Schrift am Leichenstein.

Einen Engel seh ich niederschweben —
Er gebeut: ihr Schläfer, geht hervor!
Särge bersten, und die Todten heben
Wie aus starren Träumen sich empor.

Eine Mutter richtet sich vom Grabe
Furchtsam auf, den Säugling in dem Arm:
Und die Augen öffnet auch der Knabe,
Und er wird am Mutterbusen warm.

Aber sieh, mit selbstgeschlagner Wunde
Wankt ein bleicher Schatten dort einher,
Leise stöhnt das Wort aus seinem Munde:
Ach, erwachen wollt ich ja nicht mehr!

Horch, was ächzet an der dunkeln Mauer,
Wo sie ruhn, die keine Priesterhand
Eingesenkt, und denen fromme Trauer
Keinen Kranz zum letzten Opfer wand?

Aengstlich blickt aus ihrem Leichentuche
Eine junge, weibliche Gestalt,
Sucht das Kind, geboren ihr zum Fluche,
Und ihr Herz ist wie das Grab noch kalt.

Doch der Säugling streckt nach ihr die Hände;
„Abgewischt ist meines Blutes Spur,
Wähne nicht, das Muttertreue schände,
Ich verzeihe, liebe du mich nur!“

Ha, das Schreckbild, dort am Marmorsteine,
Dem der Trug die stolze Inschrift gab,
Wühlt es nicht mit schlotterndem Gebeine
Sich verzweiflungsvoll ein neues Grab!

Doch der Engel ruft mit mildem Tone:
Auch ihr Sünder kommt, und zittert nicht,
Führt euch Reue zu dem Flammenthrone,
O dann sitzt ein Vater zu Gericht.

Liebestrauer.

Dort ist ein Gärtchen, still und klein,
Der Frühling schaute gern hinein;
Ein Mägdlein ging da auf und ab,
Dem er die schönsten Blumen gab.

Das Mägdlein wandelt hier nicht mehr,
Der Garten ist an Blumen leer,
Der Frühling trägt sie auf ihr Grab,
Sie welkte vor dem Sommer ab.

Ein dunkles Zweiglein Rosmarin
Seh ich im Garten einsam blühn,
Zum Hochzeitschmucke brech ichs mir,
Und lege mich dann still zu ihr.

Neujahrsgeschenk an einen Freund.

Rasch tritt herein das neue Jahr,
Und fordert für den Freund die Gabe;
So bring' ich dir denn, was ich habe,
Ich bringe Nichts zur Spende dar.
Du lächelst spöttisch? Ei fürwahr,
Das Ding ist nicht so klein zu achten —
Nichts ist so reich, als Chili's Schachten,
Nichts ist so hochgeehrt, als Gold,
Nichts kommt dem Demant gleich an Reine,
Nichts gleicht an Kraft dem Afrerweine,*)
Nichts ist so süß als Minnesold.

Wenn bald in seiner Veilchenkrone
Der junge Lenz hernieder steigt,
Und sich das Leben zu ihm neigt,
So gleichet Nichts dem Göttersohne.

*) Der Kap-Wein.

Nichts ist, was keinen Anfang hat,
Nichts ist, was immer wird bestehen,
Nichts lindert kranker Liebe Wehen,
Nichts hellt zum Erebus den Pfad.

Einst in Dodona's heil'gem Haine
Verbarg sich Nichts des Gottes Blick,
Und wenn ich um die Todten weine,
Bringt Nichts ins Leben sie zurück.
Nichts fürchtet Zeus auf seinem Thron,
Nichts schützt die Tugend vor dem Hohn,
Nichts kannst du ohne Kampf erringen;
Nichts ist wie Freundesliebe treu;
Nichts wahrlich, kann der kühne Leu
Von Kyrnos*) Felsen nicht bezwingen.
So nimm denn Freund zum neuen Jahr
Das deutungsvolle Nichts als Gabe!
Gefällt vielleicht zu unsrer Bahr,
Ist schon der Baum, o dann fürwahr
Folgt Nichts uns zu dem stillen Grabe.

*) Kyrnos, Korsika. Napoleon heißt im Griechischen Berglöwe.

Das Kunstwerk.

Wo bist du her, aus welchem Zauberland,
Du liebliches holdseeliges Gebilde?
Gewiß, du bist der Erde nicht verwandt,
Dir gab ein Gott dies Lächeln, diese Milde.

Der Leidenschaften wilder Sturm hat nie
Den reinen Frieden dieser Brust gestöret.
Wie, Künstler, kam in deine Phantasie,
Was einem bessern Leben angehöret?

Wie konntest du, gebunden an den Staub,
Dem Himmlischen Gestalt und Odem geben?
Wo holtest du die Glut mit kühnem Raub',
Die todte Form allmächtig zu beleben?

„Kennst du es nicht, das schöne Wunderland?
Es liegt an dir, dich auch hinan zu schwingen.
Nur prüfe dich! Es muß die schwache Hand
Mit einem Geiste um den Eingang ringen.“

„Das Streben nach Unendlichem ist nicht
Ein leerer Traum des Weisen oder Thoren;
Wer kühn die Frucht vom Baum der Götter bricht,
Hat darum nicht das Paradies verloren.“

„Entreiße dich der niedern Wirklichkeit,
Sie kann dem hohen Triebe nicht genügen,
Und laß dich nicht vom Gaukelspiel der Zeit
Um dein unsterblich Götterrecht betrügen.“

„Was erst als Traum vor deiner Seele stand,
Dem wirst du dann Gestalt und Odem geben!
Entfesselt von der Erde gröberm Band,
Bist du es werth, mit Himmlischem zu leben.“

Nänie
auf den Tod eines Hundes.

Töne Klagen, o Leyer, fließt ihr Thränen!
Ach, mein Hündchen ist todt, mein treuer Medor!
In ein ehernes Becken fiel der Arme,
Das mit kochendem Wasser angefüllt war.
O der mürrischen Parze, die den Faden
Seiner Tage so unbarmherzig kürzte,
Ihm das Leben und mir die Freude raubte!
Wer wird künftig auf meine Wünsche lauschen?
Wer so emsig mir seine Liebe kund thun,
Wer die Grillen und Sorgen mir verjagen,
Wer so treulich die Schwelle mir bewachen,
Und mit wedelndem Schweif den Freund empfangen,
Und mit Belfern die ungebethnen Gäste?
Ach, nun hüpfest du nicht um deinen Herrn mehr,
Armer Medor, wenn er nach Hut und Stock langt,

Wandelst nicht mehr mit ihm durch Wald und Felder,
Scheuchest nicht mehr das Feldhuhn aus dem Waizen,
Nicht den Hasen mehr aus dem jungen Klee auf!
Zu den Schatten hinab bist du gegangen,
In die grämlichen Wohnungen des Orkus.
Bruder Cerberus sey dir Armen günstig,
Und die Gattin des Höllengottes freue
Deiner lustigen Sprünge sich, und lasse
Dich, o Medor, auf ihrem Schooße ruhen!

Die Begeisterung.

An Heinrich Voß.

Begeisterung, himmlischer Funke,
Der die Seele des Staubgebohrnen
Zu großen Thaten entflammt,
Dir ertöne mein Gesang!
Auf deinen Fittigen hob sich
Der Mäonide zur Sternenbahn.
Du zeigtest Hochlands grauem Barden
Gesichte der Vorwelt,
Oefnetest sein inn'res Auge,
Daß er sah die gefallenen Helden,
Und auf Nebelwolken die Geister der Väter.
Du schufst himmlische Gestalten
Vor dem liebevollen Sinn
Des Jünglings von Urbino:
Führtest das Häuflein der Sparter
In den gewissen Tod
Am Felsenhange der Termopylen.

Alles Große, was der Mensch beginnt,
Kommt durch dich.
Nur an deiner Hand
Erwirbt er den Preis des Schönen.
Nur, von deinem Hauche beseelt,
Erringt er die Palme der Wahrheit,
Und kämpft den schweren Kampf
Mit der Zeiten Geist.

Du weilst gerne
Im Schauer der Waldnacht,
Wo in des Felsbaches Sturz
Die halbverwitterte Tanne hängt,
Und Adler ihren Raub verzehren
Auf unerstiegnen Klippen.
Du wandelst gerne auf der Flur,
Welche der Frühling bräutlich schmückt,
Wo aus Blüthenhecken
Nachtigallen singen,
Heimchen in den Gräsern zirpen,
Und vermischt mit dem Frühlingslüftchen
Odem der Liebe weht.

Im gewölbten Dom
Beim feierlichen Orgelton

Hebst du des Bethers Herz
Zum Thron des Unerschaffnen.
Es hört sein Ohr Gesänge
Aus fernen Welten;
Es sieht sein Auge Lichtgestalten,
Die ihm freundlich winken.

Aber noch lieber stehst du
Am einsamen Male des Edlen,
Der im Dienste der Wahrheit fiel;
Oder unter der Vorwelt Trümmern,
Wo der Helden Schatten schweben,
In den Schauern der Mitternacht.
Du weckst den Jüngling aus dem Rausch der Liebe
Mit dem Namen, Vaterland!
Er eilt hin, wo der Tod seine Loose vertheilt,
Und gräbt, wie Winkelried,
Sich zwanzig Lanzen in die Felsenbrust,
Sühnt, wie Decius, mit seinem Blute
Die Götter des Tartarus,
Und denkt nicht der Geliebten mehr,
Nicht des grauen Vaters,
Nicht der süßen Wohnung,
Wo seiner Kindheit Spiele stehn.

Denn mehr, als Geliebte und Vater
Bist du ihm, Vaterland, Vaterland!

Was wäre der Meusch ohne dich,
Gottesflamme Begeisterung?
Wie das Insekt des Tages
Klebte er am Boden,
Brächte sein Leben damit hin,
Ein kümmerlich Daseyn zu verlängern;
Ihn weckte nicht um Mitternacht
Der Durst nach Thaten,
Und nichts bliebe von ihm,
Als Staub zum Staube.

Das verödete Dörfchen.

Nach Goldsmith.

Mein liebes Abborn, das so freundlich einst
Aus seinem Kranz von alten Ulmen schaute,
Wo Ueberfluß den Landmann lohnte, und
Gesundheit seine Wange röthete:
Der Lenz am ersten sich herniederließ,
Am spätesten des Sommers Blumen welkten; —
Ihr Wohnungen der Unschuld und der Ruhe,
Du meiner ersten Jahre Aufenthalt',
Als ich die Freude noch Gespielin nannte!
Wie oft durchschweifte ich die bunte Flur,
Und Friede war rings um mich, und in mir!
Bald hing ich an dem immer klaren Bach,
Bald an der Mühle Klappern, suchte bald,
Den Thurm der Kirche, welcher ohne Stolz
Die angebauten Hügel übersah,

Bald ging ich zu dem Hagdorn, der vertraut
Itzt das Geschwätz des Alters hörte, itzt
Der Liebe Flüstern. O wie freut' ich mich
Des Tages, wenn der Pflug nun feierte,
Und Spiel und Freude Jung und Alt bewegte!
Da zog das Dorf, von Sorg und Arbeit frei,
Zur hohen Linde, und dem lauten Schwarm
Ging das Gelächter und der Scherz voran.
Die Alten saßen auf der Rasenbank,
Und sahn dem Kampf der frischen Jugend zu.
Da mischte sich Gesang und Tanz und Spiel;
Geschichten gingen in dem Kreis umher,
Und immer wechselte ein neuer Scherz
Die frohe Szene. Dort bemahlten sich
Die Jungen schlau die Backen; mancher lief
Unwissend mit dem Zwickelbart herum,
Und ihn verfolgte das Gelächter weit.
Die Liebe gab verstohlne Blicke sich,
Und Mütter runzelten die Stirne drob,
Uneingedenk der eignen Jugendzeit.

Dies waren deine Freuden, liebes Dorf!
Sie mischten mit der Arbeit sich, und machten
Auch die zur Freude, und verbreiteten

Zufriedenheit um deine stillen Hütten.
Dies waren deine Freuden! Aber ach!
Verwelkt ist ihre Blüte, und dahin
Sind deine Reitze, einst beglücktes Dorf,
Du Schmuck der Ebne, alles ist entflohn.
Zerstörung brütet über deinen Lauben,
Der Frühling bringt dir keine Blumen mehr;
Ein Einziger verschlinget itzt das Land;
Halb wüste liegt die schöne Ebene.
Die Sonne glänzt nicht mehr in deinem Bach!
Mühsam arbeitet er im Schlamme sich
Durch dichtes Schilf und magre Binsen fort.
Der menschenscheue Uhu baut sein Nest
Auf deiner Linde, und der Kiebitz schreit,
Der Fremdling, aus dem Sumpf; das Echo giebt
Unwillig seinen heisern Ton zurück.
Zerfallen ach! sind deine Wohnungen,
Und ringsumher Zerstörung! Langes Gras
Hängt traurig über das Gemäuer hin.
Geflohn sind deine Kinder von dem Land,
Das ihre Heimath war, weit, weit geflohn.
Sie wandern unter einem fremden Himmel,
Und fordern Brodt von einer fremden Erde.
So flieht die Taube aus dem süßen Nest,

Das ihre Sorgen, ihre Freuden birgt,
Indeß der Geyer ihre Brut verzehrt.

O tief gefallen ist das Land, ein Raub
Des nahen Elends, wo der Reichthum wächst,
Und Menschen mindern. An den Schimmerplatz
Des Mächtigen tritt schnell ein anderer;
Doch wer ersetzt die Hände, die das Land
Zum Garten schufen? Wer verwandelt uns
Die Wüste wieder in ein Waizenfeld?

Einst war die Zeit, da blühte Englands Glück,
Da nährte noch der Acker seinen Mann,
Da gab ihm wenig Arbeit Ueberfluß,
So viel er brauchte — mehr war nicht sein Wunsch.
Da saßen Unschuld und Gesundheit noch
An seinem Heerde, und sein Reichthum war,
Den Reichthum zu entbehren ohne Müh'.
Doch schnell und traurig wechselte die Zeit!
Des Handels feile Knechte haben sich
Des Lands bemächtigt, und den Pflug verdrängt.
Auf deiner Ebne, wo einst Dorf an Dorf
Sich traulich reihte, zeigt der Reichthum itzt
Gethürmte Massen, wo beim Ueberfluß

Der Mangel wohnt, und Ruhe aus dem Prunk
Der Säle und vom Lärm der Feste flieht.
Die heil'gen Stunden, die Genügsamkeit
Bei kleinen Freuden ohne Aufwand schafft,
Gesunde Fröhlichkeit und Friede, der
Bei wenig Wünschen mit der Unschuld wohnt,
Sie sind geflohen in ein beß'res Land!
Wer sieht noch, daß hier ihre Heimath war?

Geliebtes Dorf, in deinem milden Schoos
Verlebt' ich meiner Stunden seligste!
Im öden Dunkel deiner Haine schwebt
Das scheusliche Gespenst der Tirannei.
Ich walle einsam, melancholisch auf
Verwachs'nen Pfaden, und indem mein Blick
Die Stätte sucht, wo einst die Hütte stand,
Der Hagdorn blühte, schwellt Erinnerung
Den Busen mir mit tiefer Wehmuth an,
Und quälet mich mit dem Vergangenen.
In meiner Pilgerfahrt durch diese Welt
Voll Sorg' und Müh', in allen meinen Leiden —
Die weise Vorsicht gab mir meinen Theil —
In allen tröstete die Hoffnung mich,
In diesen stillen Hütten auszuruhn,

Und hauszuhalten mit des Lebens Licht,
Um länger es durch Ruhe zu bewahren.
Ich wollte dann — denn eitel sind wir stets!
Den Landbewohnern meinen Weisheitskram,
Gesammelt in der Bücherwelt, entfalten;
Sie rufen Abends um den kleinen Heerd,
Und da erzählen, was ich fühlt' und sah.
Und wie der Haas, von Horn und Hund verfolgt,
Sich nach dem Lager sehnt, woraus die Jagd
Ihn drohend schreckte, so auch sehnt ich mich,
Von Müh' und Noth gejagt, hierher zurück,
Um doch zu sterben in der Heimath Schoos.

Beglückte Stille, holde Pflegerin
Des Lebens, wenn es dem Erlöschen naht!
O selig, wer in seiner Väter Haus
Nach einer trüben Jugend altern darf!
Wer aus dem Weltgewühl sich rettet, wo
So viele Schlingen unsrer Freiheit drohn,
Und fliehen lernt bei der Gefahr des Kampfs!
Ihn klagen nicht des Elends Thränen an,
Es fordert die verführte Unschuld nicht
Von ihm den Himmel, den er ihr geraubt.
Kein Knecht im Prunk des stolzen Lasters stößt

Den Hungrigen von seiner Thüre weg;
Sein letzter Tag ist ihm ein Untergang
Der Sonne, die am Morgen wiederkehrt.
Umschwebt von Engeln sinket er zum Grab,
Wohin Verleugnung sanft die Wege bahnt;
Und eh die Erde seinem dunkeln Blick
Vergeht, gehört er schon dem Himmel an. —

Wie lieblich war's, wenn auf den Hügel dort
Der Lärm des Dorfes in der Dämm'rung stieg!
Wenn ich da sorglos langsam wandelte,
Drang das Gemisch der Töne an mein Ohr:
Des Hirten Stimme zu der Milchmagd Lied,
Der Heerde Brüllen, die gesättigt nun
Zum Stalle von der fetten Weide kam;
Der Gänse Schnattern in dem grünen Teich,
Des Hofhunds Bellen, wenn der Mond itzt schnell
Hervor aus seinem Wolkenschleier sah;
Das Lachen, einer freien Seele Ton.'
Dazwischen sang die Nachtigall ihr Lied,
Das Einsamkeit und Liebe sie gelehrt.
Nun hör' ich nicht mehr das Geräusch der Menge;
Kein froh Gemurmel wispert durch die Luft,
Und der geschäft'ge Schritt des Dorfbewohners

Eilt über den zerstörten Pfad nicht mehr,
Und nirgends reget sich ein Lebenslaut.
Nur eines Lebens Schatten irrt noch dort,
Ein einsames, verlassenes Geschöpf,
Das elend an dem trüben Bache schleicht.
Da geht das alte Mütterchen, und sucht
Des Baches Kresse zu dem harten Brodt,
Und bricht das Winterreis vom Dornenstrauch;
Dann schleppt sie sich zu einer Höle, legt
Das graue Haupt auf einen Stein, und weint
Bis zu dem Morgen. Sie nur blieb zurück,
Vom ganzen frohen Haufen sie allein,
Die traurige Geschichte zu erzählen.

An jenem Hügel, wo der Garten stand,
Und zwischen wildem Unkraut, im Geniste,
Noch hier und da ein Gartenblümchen wächst,
Dort, wo man durch zerrißne Sträuche noch
Die Stätte sieht, lag das bescheidne Haus
Des Pfarrers in des Nußbaums kühlem Schutz.
Er war ein Mann im ganzen Dorf geliebt,
Und reich mit seinen vierzig Pfund im Jahr.
Demüthig ging er seinen stillen Weg,
Und hatte seine Stelle nie geändert,

Und wollte nie sie ändern. Schmeichelei
War seinem Herzen fremd; er wußte nicht,
Um sich zu heben, seine Lehre nach
Der Zeit zu richten. Seine Seele strebte
Nicht nach den Gütern, die die Erde giebt.
Mehr dacht' er an den Armen, als an sich.
Sein Haus war allem heimathlosen Volke
Recht gut bekannt, und während er mit Ernst
Ihr Leben schalt, half er auch ihrer Noth.
Der alte Bettler, dem der weiße Bart
Die Brust herabhing, war sein treuer Gast.
Den Krieger mit der alten Narbe rief
Er freundlich zu sich an den warmen Heerd,
Und plauderte mit ihm die ganze Nacht,
Und weinete in seine Wunden, oder
Nahm nach der traurigen Erzählung ihm
Die Krücke aus der Hand, und zeigte, wie
Nach heißem Kampf die Schlacht gewonnen ward.
So wärmte sich des guten Mannes Herz
Mit seinen Gästen, und ob ihrer Noth
Vergaß er ihrer Fehler, forschte nicht
Nach ihrem Guten oder Bösen, und
Sein Mitleid gab, eh' Liebe noch befahl.

So überall zu helfen war sein Stolz,
Und seine Fehler selber gingen an
Der Tugend Hand. Auf jeden Wink bereit
In seinem Hirtenamte, wachte er,
Und weint' und fühlt' und bethete für alle.
Und wie der Vogel jede Schmeichelei
Und jede süße Liebkosung versucht,
Die junge Brut vom Nest empor zu locken,
So auch versucht er emsig jede Kunst,
Bestrafte jeden schläfrigen Verzug,
Und rief zur bessern Welt und ging voran.

Zum Sterbebette, wo im letzten Kampf
Das Leben rang, und Sorg' und Schuld und Pein
Das Herz zernagten, bracht' er Trost und Muth.
Auf sein Gebot entfloh die Angst und die
Verzweiflung aus der schwer arbeitenden,
Beklemmten Brust, und Hoffnung stieg herab,
Den Zitternden zu stützen durch Vertrau'n,
Und seine letzten Töne lallten Preis.

Die heil'ge Stätte schmückte er durch Ernst
Und Milde; siegreich traf aus seinem Mund
Der Feuerstrahl der Wahrheit, und der Thor,
Der kam zu spotten, blieb und bethete.

Wenn nun der Gottesdienst vollendet war,
So drängten mit ehrbarem Eifer sich
Die Bauern um den guten Hirten her;
Die Kinder liefen freundlich lärmend nach,
Und zupften ihn am Mantel, um doch auch
Ein Lächeln von dem guten Mann zu haben,
Und Vaterliebe lächelte auf jeden
Aus seinem Auge. Lieb war ihm ihr Glück,
Er theilte ihre Sorgen, ihnen war
Sein Herz und seine Liebe, seine Thränen,
Doch seine eignen Sorgen ruheten
Im Himmel alle. So erhebt ein Fels
Die majestät'sche Spitze, schwellet auf
Vom niedern Thal, und läßt halbwegs den Sturm.
Umsonst bedräuen Wolken seine Brust,
Um seine Stirn ist ew'ger Sonnenschein.

Dort, wo das junge Geisblatt, zart und schwach,
Sich hülfsbedürftig um den Dornstrauch rankt,
Da hielt in seinem lärmevollen Haus
Der Schule Lehrer — einst ein großer Mann,
Und wie geboren für den Herrscherstab,
Die kleine Schule. Streng war er und ernst.
Ich kannt' ihn wohl, und allen losen Jungen

War er bekannt. In seinem ersten Blick
Am Morgen lasen wir, Propheten gleich,
Das Schicksal eines ganzen langen Tags.
Mit schlauer Freude wurde jeder Spaß
Von ihm belacht, und spaßhaft war er sehr.
Doch sah er sauer — schnell verbreitete
Die Trauerkunde sich von Bank zu Bank,
Und leise flüsterte nur noch der Scherz.

Er war ein guter Mann, nur etwas streng,
Und zu gelehrt. Das ganze Dorf war eins,
Daß er ein grundgelehrtes Männchen sey,
Und selbst der Neid gestand ihm dieses zu.
Er laß und schrieb und rechnete sogar,
Und sagte Zeit und Witterung vorher,
Auch raunte man sich in das Ohr, er könne
Die Zukunft deuten aus der bloßen Hand.
Im Disputiren strich der Pfarrer selbst
Vor ihm die Segel; denn, wie's oft geschah,
Schon überwunden disputirte er
Noch immer fort. Die Bauern horchten ihm
Bewundernd zu, und staunten über die
Entsetzlich langen Worte, die sie nicht
Verstanden, und die hohle Donnerstimme,

Und starrten und erstaunten immer mehr,
Wie ein so kleiner, eingedrückter Kopf
Das alles nur so mit sich tragen könne.
Doch ach! Dahin ist nun sein Ruhm, vergessen
Die Stelle selbst, wo er so oft gesiegt.

Dort, wo vordem der Meilenzeiger stand,
Den itzt die Brombeerhecke überdeckt,
Auf einer bunten Wiese lag das Haus,
Wo brauner Gerstensaft begeisterte,
Und froher Fleiß zu neuer Arbeit sich
Durch Ruhe stärkte, und durch muntern Scherz;
Wo Dorfpolitiker mit tiefem Blick
Rathschlagten über ferner Länder Wohl,
Und Neuigkeiten, älter als ihr Bier,
Die Runde machen mit dem vollen Krug.
Die Fantasie läßt willig sich herab,
Die Pracht des Saals mir wieder vorzumahlen,
Die Wand in jedem Frühling neu betüncht,
Wo Helden hingen neben Heiligen,
Die Uhr, von der mit jedem Stundenschlag
Der Guguck schrie, den alten braunen Schrank,
Die Kiste, Nachts ein Bett, am Tag ein Tisch;
Das königliche Gänsespiel, den Heerd,

Das ganze Jahr mit Blumen und mit Fenchel
Gar schön behangen — nur im Winter nicht.
Auf dem Kamin zerbrochnes Porzelän,
Sehr weislich aus der Urgroßmutter Zeit
Zum edlen Schmuck der Stube aufbewahrt.

O eitle Pracht! du konntest nicht das Haus
Von seinem Falle retten! Unbekannt
Sank es dahin mit der Bewohner Ruhm,
Und kürzet nicht des Armen Sorge mehr.
Hier schlürft kein Bauer mehr aus weitem Krug
Vergessenheit der Lebensplagen ein,
Hier schallt nicht mehr des Pachters Neuigkeit,
Die Zeitung des Barbiers, des Försters Lied;
Der Schmidt entfaltet nicht mehr am Kamin
Die ruß'ge Stirne, ach, und spannt nicht mehr
Die Senne der Titanenfäuste aus,
Der Lüge zuzuhorchen; selbst der Wirth
Schaut nun nicht mehr dem Gang des Kruges nach,
Der sich im Augenblicke leert und füllt.

Der Reichthum höhne und der dumme Stolz
Das flitterlose Glück der Niedrigkeit!
Wenn die Natur zu meinem Herzen stimmt,

Was frag ich nach der Glosse schnöder Kunst?
Es öffnet sich die freie Seele gern
Den ungesuchten Freuden der Natur,
Und huldigt ihr, die auf die Wiege schon
Die ersten Rosen lächelnd uns gestreut.
O diese Freuden gaukeln leicht um uns,
Und Neid und Thorheit binden ihnen nicht
Die leichten Fittige, mit welchen sie
Wegflattern über dieses Lebens Dornen.
Doch ihr, in eurer öden, langen Pracht,
In euren Masken, keuchend unterm Tand
Des Reichthums und der Sitte strengem Zwang,
Ihr müdet euch in eitlen Wünschen ab,
Und habt ihr des Vergnügens Saum erreicht,
So schlüpft es weg aus der erschlafften Hand.

Ihr, die ihr noch ein Ohr für Wahrheit habt,
Ihr Mächtigen, seht, wie des Reichen Glück
Dem Armen seine kleine Freuden raubt,
Und lernt begreifen, daß ein glänzend Land
Nicht darum auch ein Land des Glückes sey.
Es schwellt die Flut mit Lasten fernen Raubs,
Und Narrheit jauchzt am Ufer ihm entgegen.
Gold überall mehr als der Geizhals wünscht!

Der Reichthum beider Welten strömt uns zu;
Doch zählet einmal nüchtern den Gewinn!
O, dieser Reichthum ist ein bloßes Wort.
Wer giebt uns Brodt, wenn alles sich zuletzt
In Gold verwandelt, was die Hand berührt?
Der Platz, der einem einz'gen Reichen fröhnt,
Ernährte Hunderte bei Redlichkeit
Und Fleiß. Er braucht zu seinen Teichen Platz,
Platz zu dem Park, zu seinen Wagen Platz,
Und Platz für Hunde, Pferd' und Dutzende
Von Müssiggängern. Eine Mittagstafel
Verschlingt die halbe Erndte jenes Lands.
Sein Haus, von Pracht und langer Weile voll,
Verdrängt des Landmanns Hütten mit den Freuden
Der freien Unschuld und Genügsamkeit.
Was uns die Erde zollt, das senden wir
Zum Tausch für fremde Ueppigkeiten aus.
Und so, zur Wohllust künstlich ausgeputzt,
Entnervt in unfruchtbarem Glanze liegt
Das Land am Rande seines tiefen Falls.

Das Mädchen in der frischen Jugendblüthe
Verachtet den erborgten falschen Reitz,
Und freuet sich zu siegen durch sich selbst.

Wenn aber ihre Schönheit nun vergeht,
Denn diese zarte Blüte dauert nicht,
Wenn nun das Alter mit den Runzeln naht,
Und sich die Schaar der Jünglinge verliert,
Dann nimmt sie ihre Zuflucht zu der Kunst,
Und brüstet sich, zu seyn, was sie nicht ist.

So geht's dem Lande, welches Schwelgerei
Um seine frische Jugendkraft betriegt.
Es schämet sich der Einfalt der Natur,
Erhebet sich in künstlichen Prospecten,
In Säulengängen und in jeder Pracht;
Indessen führt der Landmann seine Kinder
Mit Thränen vom geliebten Felde weg,
Wo ihrer nur des Hungers Geissel harrt,
Und ach! das Land wird Garten itzt und Grab.

Wohin, wohin soll sich denn endlich noch
Der Arme flüchten vor des Stolzes Druck?
Treibt er sein Vieh zur ofnen Weide hin,
Die harte Stengel nur zum Futter giebt,
So sind auch gleich des Reichthums Söhne da,
Und theilen sich mit Hohn ins ofne Feld,
Und nehmen auch die magre Hut ihm weg.

Geht er zur Stadt? Sie zeigt ihm Ueberfluß,
An welchem ihm kein Theil gegönnet ist;
Sie zeigt ihm gift'ge Künste im Gedeihn,
Die Schwelgerei zu mästen, Freuden, die
Der Wohllüstling aus fremdem Elend preßt.
Der Hofmann prunkt in goldnen Stoffen hier,
Und dort erliegt in ungesunder Arbeit
Der Handwerksmann mit bleichem Grabgesicht.
Hier schleppt der stolze Pomp den langen Schweif;
Dort steht das düstre Hochgericht, und harrt
Der Opfer, die Verfeinerung ihm bringt.
Da prangt verschwenderisch ein Marmorhaus,
Zu nächtlichen Orgyen eingeweiht;
Die bunten Haufen drängen sich hinein,
Die Größe lärmt beim bleichen Fackelglanz,
Die Wagen rasseln hin und her — o hier,
Hier hat die Freude ihren Aufenthalt.

Im Ernst? die Freude wäre hier zu Haus?
O blicke hin, wie das verscheuchte Weib
Dort schaudernd an der feuchten Erde liegt!
Ach, ehmahls kannte sie vielleicht das Glück,
Das ländliche Zufriedenheit gewährt;
Ihr Auge hatte Thränen für den Gram

Verfolgter Unschuld — Liebe hätte ihr
Den Myrtenkranz gereicht, sie säugte itzt
Am keuschen Busen holde Sprößlinge,
Und machte Glückliche, und wär' es selbst.
Und nun ist alles hin, das Vaterland
Und die Gespielen und die Tugend — alles!
Da liegt sie an der Schwelle des Verführers,
Das schöne Antliz eingeschrumpft, gekerbt
Von Runzeln und von Schande, schaudernd in
Dem Regen, da beweint sie, wenn ihr Auge
Noch Thränen hat, den schwarzen Unglückstag,
Da Eitelkeit sie nach der Stadt geführt,
Hinweg vom Spinnrad und vom wollnen Rock.

Ha, seufzen etwa deine Kinder auch,
Mein liebes Ahborn unter solcher Schmach?
Ha, kriechen sie vielleicht, vom Frost gejagt,
In Lumpen vor des harten Reichen Thor,
Und betteln weinend ihren Bissen Brodt?
Nein, nein, zu fernen Himmeln wandern sie,
Und eine halbe Welt trennt sie von mir,
Die Spielgenossen meiner Kinderzeit.
Furchtbare Scene! in dem heißen Sand,
Wo der Altama wilde Wogen nur

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Zu ihren Klagen rauschen, schleppen sie
Sich mühsam fort. O wie verschieden war
Die Flur der Heimath von den Schrecknissen
Des unwirthbaren, grausenvollen Ufers!
Hier gießt die Sonne Glut in Strömen aus,
Des Vogels Lied stirbt in der Finsterniß
Verwirrter Wälder, wo die Fledermäuse
In Klumpen hängen, bis die Nacht sie weckt;
Die Felder voll von gift'gem Ueberfluß,
Wo Scorpionen lauern, und den Tod
Um sich verbreiten im Verborgenen,
Wo zitternd und mit angehaltnem Odem
Der Wandrer schleicht, damit kein lauter Tritt
Der Klapperschlange ihren Raub verrathe;
Wo, lüstern nach des Menschen Blut, der Tyger
In Hölen lauscht, der Wilde, reissender
Als er, ihm seine Beute streitig macht,
Der Ocean in tausend Wirbeln die
Zerriss'nen Felder mit den Wolken mischt!
O wie verschieden von dem kühlen Bach,
Den grünen Feldern, der beblümten Flur,
Des Haines Schattengängen voll Gesang,
Wo nichts sich barg, als froher Liebe Raub!
Wie schwer von Sorgen war der Abschiedstag,

Der sie aus ihren schönen Thälern rief!
Da standen sie, die armen Flüchtigen,
Getrennt von allen Freuden — trübe hing
Der Blick an diesen Hütten, die sie nun
Zum letztenmahle sahen, und es war,
Als trennten sie von ihrem Leben sich.
Um etwas Trost zu haben, mahlten sie
Sich überm Meere eine Gegend aus,
Dem schönen väterlichen Thale gleich;
Doch immer kehrten sie von ihrem Weg
Zurück und weinten, sahen nach dem Meer,
Und kamen wieder, noch einmal zu weinen.

Der alte Vater war zuerst bereit,
Sich einzuschiffen nach der neuen Welt.
Er weinte, doch nur ob der Kinder Noth,
Denn stark durch seine Tugend seufzte er
Für sich nur nach den Welten überm Grab.
An seiner Seite ging die holde Tochter,
Mit Jugendreitz und Unschuld ausgeschmückt,
Und holder noch in ihrem blassen Gram.
Sie riß sich mit verstelltem Muthe los
Aus des geliebten Jugendfreundes Armen,
Um ihre Liebe, ihre Sorgen ganz

Dem Vater zuzuwenden. Lauter war
Der Mutter Jammer, klagender ihr Schmerz.
Sie segnet noch die stille Hütte, wo
All ihre Freude, wie im Grabe liegt,
Drückt ihre Kleinen, durch das Elend nur
Ihr werther, fest an das zerriss'ne Herz.
Doch männliche Ergebung leuchtet aus
Des Greises Antliz, und Vertrauen spricht
Das Auge, welches rein zum Himmel schaut.

O Ueppigkeit, Fluch, der die Menschheit drückt!
Die grausenvolle Wandlung ist dein Werk.
Dein Zauberbecher, süßen Giftes voll,
Verbreitet dumpfen Schlaf und Tod umher.
Durch dich bethöret prahlen Königreiche
In falscher Größe, die ein Hauch zerstört,
Mit einem Schein von Kraft, die Krankheit ist,
Und Fäulniß, Brand und nahen Tod verheißt.

Ach, losgerissen ist der Uebel Heer,
Wer bannt sie wieder in des Orkus Schoos?

Mich dünkt, ich seh' in diesem Augenblick
Die stillen Tugenden von uns entfliehn.

Zu jenem Schiff, das seine Seegel dort
Entfaltet und im Winde flattern läßt,
Dort gehn sie hin, ein melanchol'scher Zug,
Dort wandeln sie hinab am Ufer, und
Bedecken weit den Strand. Da geht vergnügte
Arbeitsamkeit, gastfreie Sorgfalt mit
Der sanften häuslichen Zufriedenheit,
Und Frömmigkeit mit Wünschen, welche nicht
An dieser Erde streifen; fester Sinn,
Das Mitleid, das in fremde Wunden weint,
Und treue Liebe, die sich selbst genügt.

Du, süße Dichtkunst, holde Lieblingin
Der Musen, du auch bist in dem Gefolge.
Du fliehst zuerst, wo rohe Wohllust herrscht.
Wie könntest du in dieser Zeit der Schmach
Auch Herzen fesseln, wie zu edlerm Ruhm
Den Haufen treiben, der am Schlamme klebt?
O Himmlische, verachtet und beschimpft,
Mein Stolz und Glück in meiner Niedrigkeit,
Die nie von mir sich wandte, weil ich nie
Des Tages schnöden Götzen huldigte!
Du, süße Freundin meiner Kinderzeit,
Begleiterin auf meiner Pilgerfahrt,

Die mich in Armuth fand, in Armuth ließ,
O lebe wohl, auf immer lebe wohl!
Wo deine Stimme künftig tönen mag,
An Torne's Klippen, in den Wüstenei'n
Des Meschasebe; — wo ein ewig Eis
Der Erde Schoos der Fruchtbarkeit verschließt,
Wo ihrem Gurt ein Feuermeer entstrahlt!
O laß sie immer tönen, mächtiger
Als die Gewalt der Zeit! Dich schrecke nicht
Der ew'ge Winter, nicht der Sonne Pfeil:
Sey du der Wahrheit Schutz und Priesterin,
Bis endlich die betrognen Menschen hören!
Entwöhne sie vom feilen Dienst des Golds,
Sag ihnen, Armuth könne sich gar gut
Mit Glück gesellen; Reichthum gebe Glanz,
Nicht Stärke, und das Reich nur stehe fest,
Wie ew'ge Felsen in dem Ocean,
Das sich durch inn're Lebenskraft bewegt.

Bilder.

I.
Mariens Opfer.

So sittig tritt die Jungfrau zum Altar,
In ihrer Eltern Schutzgeleite;
Es hält die Hand ein frommes Täubchenpaar,
Die Unschuld wandelt ihr zur Seite.

Des Unmuths trübe Wolke hieng
Noch nie um diese Augenlieder:
Rein, wie sie es von der Natur empfieng,
Bringt sie ihr Herz dem Schöpfer wieder.

Die Lippe spricht kein frommes Wort,
Ihr ganz Gebet ist eine Zähre:
Dann blicket sie zum Himmel, als ob dort
Von jeher ihre Heimath wäre.

II.

Die Erscheinung bei den Hirten.

Ha, welch ein schönes, fremdes Licht,
Das durch die Nacht mit Purpurstrahlen bricht!
Hochfreudig schwebt ein Chor von Engeln nieder,
Von ihren Lippen strömen süße Lieder.

Der Himmel scheinet aufgethan:
Des Feldes Hirten sehn das Wunder an;
Es weht um sie ein Hauch von Edens Düften,
Und Friede! Friede! tönt es in den Lüften.

„Es herrsche Friede nah und fern,
Denn aufgegangen ist ein neuer Stern,
Vor welchem sich die Engel selber neigen —
Dort jener Stall wird euch das Wunder zeigen.“

III.

Die Geburt.

Schon bei dem Eintritt in das Leben
Ist er von Noth und Dürftigkeit umgeben;
Ein dunkler Stall sein erster Aufenthalt,
Sein Bett von Stroh, und ach! die Nacht so kalt!

Die Mutter drückt mit süßen Sorgen
Ihn an die Brust; — die Mitternacht wird Morgen,
Es leuchtet aus des Knaben Angesicht
Den Kommenden ein überirdisch Licht.

Die Hirten nahen sich, und schauen
Das Wunder an mit ehrfurchtsvollem Grauen;
Der Knabe lächelt — o vertrauet mir,
Denn nur um euretwillen bin ich hier.

IV.

Die Mutter mit dem Kinde.

Wer ist das Weib, so hehr und mild,
Dort in des alten Palmbaums Schatten,
In deren Wesen sich Jungfrau und Mutter gatten?
Auf ihrem Schoos ihr und der Liebe Bild,

Ein Knab', in dessen Angesicht
Ein überirdisch Etwas strahlet,
Das keine Sprache nennt, und Raphael nur mahlet?
Ihr Fremdlinge gehört der Erde nicht!

Beglückter Knabe, welcher sich
An diesen keuschen Busen schmieget!
Beglückte Mutter, die mit Lieb und Andacht dich,
O Götterkind, in ihren Armen wieget!

V.

Die Kreutzigung.

Die Sonn' erlischt, ein Hochgewitter schwebt
Dort furchtbar auf die Schädelstätte nieder!
Die Gräber öffnen sich, indem die Erde bebt,
Die Todten kehren in das Leben wieder.

Weh über euch und eure Kinder, ihr,
Die ihr mit Hohn den Heiligen gerichtet!
Ihr Mütter, eilet mit den Säuglingen von hier,
Eh Gottes Hand den Frevelort zernichtet.

Flieht, eh das Schwerdt der Todesengel blinkt,
Die euer Volk dem Untergange weihen!
Doch er, der izt am Kreutz den Kelch der Leiden trinkt,
Kann, selbst im Weh des Todes, nur verzeihen.

VI.

Die Weiber beim Grabe.

Trocknet eure Thränen ab,
Sucht ihn nicht im Felsengrab,
Euren Meister, der euch Wahrheit lehrte,
Und dann zu dem Himmel wiederkehrte.

Wähnet nicht, daß er, der kam,
Und dem Tod den Stachel nahm,
Und der Hölle ihre langen Siege,
In den Armen der Verwesung liege.

Trocknet eure Thränen ab,
Denn ihn fesselte kein Grab,
Und der schöne Tod, den er gestorben,
Hat ein neues Daseyn euch erworben.

Wird euch jenes Dort einst Hier,
Dann, ihr Treuen, werdet ihr
Den Verklärten freudig wiedersehen,
Und, was er euch lehrte, ganz verstehen.

VII.

Das Pfingstfest.

Seht hier des Herren Jünger, die
Das Heil verbreiten, das er uns errungen!
Die Kraft von oben überströmet sie,
Sie reden wunderbar in allen Zungen,

Und ziehn itzt über Meer und Land,
Frohlockend ihn den Menschen zu verkünden,
Der glorreich aus des Grabes Nacht erstand,
Um Gottes Reich auf Erden zu begründen.

Voll von des Glaubens hohem Muth
Sind sie bereit, die Hölle zu verriegeln,
Auch werden sie mit ihrem Herzensblut
Den Bundesbrief des Meisters froh besiegeln.

VIII.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Sie schwebt empor, Verklärung im Gesicht,
Befreit von jedem irdischen Verlangen.
Dies Herz war schon auf dieser Erde nicht
Von niedriger Begier umfangen.

Du, Selige, gehörst dem Himmel schon.
Von Engeln in des Vaters Haus geleitet,
Nimmst du Besitz als Königin vom Thron,
Den neben sich der Mittler dir bereitet.

Die Jünger stehn verwundernd um dein Grab,
Und sehn empor und wünschen nachzuschweben.
Der fremde Glanz strömt auch auf sie herab,
Und Vorgefühl vom neuen bessern Leben.

Bekräftigt ist des Sohnes Macht an dir,
Du Reine, aus den Sterblichen erlesen.
Der Leib, der ihn getragen, sollte hier
Im Grabe nicht gleich anderm Staub verwesen.

IX.

Das Weltgericht.

Die Erd' erbebt in bangen Ungewittern,
Des Menschen Sohn kömmt zum Gericht!
Der Himmel und des Abgrunds Tiefe zittern,
Und Heilige verhüllen das Gesicht.

Die Mutter fleht den Sohn noch um Erbarmen,
Doch des Erbarmens Zeit ist aus.
Ein Engel öffnet itzt mit starken Armen
Zum letztenmal der Hölle dunkles Haus.

Verdammte wandeln über öde Steppen,
Geröthet von dem Feuermeer,
Und aus geborstnen Grabgewölben schleppen
Sich mühsam menschliche Gerippe her.

Schon wirbelt die Posaun' in Donnertönen,
Und Schrecken geht durch jedes Herz;
Itzt kann nicht mehr der Reue Gram versöhnen,
Und ach! das Leben bricht nicht mehr im Schmerz.

Der Todtenrichter sondert die Gerechten
Vom Haufen der Verworfnen ab;
Zum Himmel schweben die zu seiner Rechten,
Der Abgrund schlingt die übrigen hinab.

X.

Johannes in der Wüste.

Im tiefen Forste, wo es halb nur tagt,
Sitzt er am Quell, und scheinet nachzusinnen.
Er hat der Welt nicht als ein Thor entsagt,
In seiner Seele reift ein groß Beginnen.

Er sah mit Schmerz die Menschen seiner Zeit,
Entwürdiget, am Schlamm der Erde kleben,
Und barg sich in der stillen Dunkelheit,
Um einst mit Kraft sie wieder zu erheben.

Zur Nahrung beut der Wald ihm Wurzeln an,
Ein Tigerfell umhüllet seine Lenden;
Den Kampf mit sich begann er als ein Mann,
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

XI.

Der heilige Sebastian.

An einem Baume festgebunden
Erwartet er den Tod, und sieht
Mit Ruh empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald sein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen schicken
Zur That sich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinzt aus ihren Blicken —
Des Jünglings Herz schlägt ruhig fort.

Zum großen Kampfe vorbereitet,
Ist nichts mehr, was ihn an die Erde hält.
Er weiß, daß, wer für Wahrheit streitet,
Nur Sieger wird, indem er fällt.

XII.

Magdalena in der Wüste.

Wer ist die Büßerin, die hier
Am öden Felsenhange trauert,
Wo im Gestrüpp die Natter lauert?
Erlag sie einst der lüsternen Begier?

Wohl, daß du, von der Wollust Flaum
Hinweg, auf Dornen dich gebettet!
Was ewig an den Abgrund kettet,
Ist nur des Lebens goldbeglänzter Schaum.

Der Unschuld süßen Frieden kann
Die Reue zwar nicht wiedergeben,
Doch die vom Falle sich erheben,
Nimmt Tugend gern als ihre Kinder an.

XIII.

Die heilige Therese.

Nie hat, mit deinem hohen, zarten Sinn,
Das Irdische dich angezogen;
Dein Geist schwebt übern Sternenbogen
Zum Quell der Lieb' und Wonne hin.

Und o! es ist kein eitler, leerer Wahn,
Womit die Phantasie dich trüget!
Was unserm Herzen ganz genüget,
Trifft es nicht auf der Erde an.

Die schönre Welt, die liebend dich umgiebt,
Sieht man in deinem Antlitz strahlen,
Und du erblickst im Reich der Qualen
Nur einen Ort — wo man nicht liebt.

Klage.

Du bist verschwunden, goldne Jugendzeit;
Schon fangen meine Locken an zu bleichen!
Ich trete schaudernd in die Wirklichkeit,
Indeß von mir die Genien entweichen.

Ach, überall erschien in der Natur
Mir hiebevor geheimnißvolles Leben;
Ich sah die Horen auf der Blumenflur
Vorüber mir im leichten Tanze schweben;

Und alles war dem warmen Herzen nah,
Die Phantasie ließ nie den Lenz entschwinden;
Und wo ich nur ein Menschen-Antliz sah,
Da glaubt' ich einen Menschen auch zu finden.

Ich schloß die Welt in meinem Busen ein,
Und wie mein Selbst war ohne Trug mein Glaube,
Doch ach zubald verschwand der bunte Schein,
Und bitterm Gram ward mein Gemüth zum Raube.

Warum denn täuschest du uns so, Natur?
Wir werden in der goldnen Zeit geboren,
Sehn überall Beruf zum Glücke nur,
Und schnell ist auch die kleinste Spur verloren.

Die Welt in uns ist nicht die Welt umher,
Entsagen müssen wir dem schönen Bilde,
Es werde auch dem Armen noch so schwer!
Die Götter fliehn in himmlische Gefilde,

Und lassen uns die Mühe zum Geleit;
Die Phantasie schläft auf den welken Rosen
Der Jugend ein — das Leben wird ein Streit,
Der Sturm erwacht — des Meeres Wellen tosen.

Was treu der Jugend schönem Bunde blieb,
Entführt der Tod! Das Herz hört auf zu schlagen;
Wie mächtig auch der Genius uns trieb,
Am Grabe hält der rasche Siegeswagen.

Der Staub, auf den ich trete, war vielleicht
Vor kurzem noch ein mir befreundet Wesen,
Und wenn das Haar der Bäume wieder bleicht,
So heißt es auch von mir: Er ist gewesen.

An meine sterbende Schwester.

So reichst auch Du die zitternde Rechte mir
Zum langen Abschied! Müssen sie alle denn
Vor mir zur stillen Lethe wandeln,
Welche mich liebten, und in der Blüte

Des Lebens! Ach, dein Frühling war blumenleer,
Und müde legst Du nieder zum Schlafe Dich!
Er wird Dir leicht seyn in der Erde,
Welche die Wunde des Herzens kühlet.

Die Nacht wird dunkler — ängstlicher hebet sich
Mein Busen, wie in dumpfer Gewitterluft;
Und matter wird der Lampe Schimmer:
Horch! und es stöhnet wie Todesröcheln!

Was rauschet durch das Zimmer? o wehe mir!
Es ist der Bote, welcher Dich rufen soll.
O nah' ihr leisen Schritt's, ich flehe,
Daß sie nicht schaudre bei deinem Anblick;

Und schließe sanft ihr brechendes Auge zu.
Streut keine Rosen, Mädchen, auf ihren Sarg!
Nur eine Trauerweide flüstre
Ueber der Dulderin stillem Hügel.

Beruhigung.

Umsonst, Verläumdung, suchst du mich
Mit deinem Gifte zu besprützen!
Sieh, festen Muths erwart' ich dich;
Der Schild der Wahrheit muß mich schützen.

Du tastest meine Meinung an:
Ich zeige ruhig dir mein Leben!
Nie werde ich der Zeiten Wahn
Das Theuerste zum Opfer geben.

Nur eines macht des Menschen Werth,
Und wohl dem, der dies ausgefunden!
Das, was die Schule träumt und lehrt,
Verändert sich im Lauf der Stunden.

Wie stolz der Wahn sein Haupt erhebt,
Er kann die Welt nicht stets bethören.
Was der Natur entgegen strebt,
Muß sich am Ende selbst zerstören.

Es höhneten einst Neid und Trug
Dich Socrates noch auf der Bahre;
Doch glänzend steht dein Aschenkrug
Jetzt auf der Wahrheit Hochaltare.

An die Wahrheit.

Unsterbliche, für die den Todesbecher
  Der Weiseste von Hellas Weisen trank,
Um welche ihr und unsrer Freiheit Rächer,
  Der edle Gustav auf dem Schlachtfeld sank!

Dich sing' ich dankbar, die Du, mich zu retten,
  Einst an der Hand der Muse zu mir kamst,
Und weihe Dir die langgetragnen Ketten
  Des Wahnes, die Du mir vom Arme nahmst.

Du lehrst uns einem Paradies entsagen,
  Und unsre Wege über Dornen gehn;
Wir dürfen nur das eigne Herz befragen,
  Um Deine Göttersprüche zu verstehn.

Wer einmal Deinem schönen Dienst geschworen,
  Den macht kein Gold, kein Kerker von Dir los,
Er neidet nicht das Marmorhaus dem Thoren,
  Und ist in einer Hütte frei und groß.

Die falschen Götzen stürzt er vom Altare,
Und stellt verkannte Tugend darauf hin;
Der Heuchler im entheiligten Talare,
Und der Despot im Purpur fürchten ihn.

Nur seinen Arm kann man in Fesseln schlagen,
Er selber bleibt im Burgverließe frei,
Und furchtlos wird er auf dem Holzstoß sagen,
Daß Menschenwerth kein Hirngespinste sey.

Dir, Himmlische, bleib ich fortan ergeben,
Und wenn mich auch des Pfades Mühe schreckt,
So wird ein Blick von Dir mich neu beleben,
Was fürcht' ich, wenn Dein starker Arm mich deckt?

Dein Zögling warf, als Menschen ihn vermieden,
Sich ruhig in die Arme der Natur,
Und suchte, vom Getümmel abgeschieden,
Im Haine Moos, und Blumen auf der Flur:

Und als der Wahn ihn auch von da verjagte,
Und nirgend mehr er einen Schutzort fand,
Da sah er zu dem Himmel auf und sagte:
Getrost, mir bleibt ja noch ein Vaterland!

Wiegenlied für meinen Guido.

Schlummre, lieber, holder Knabe,
An der Brust der Mutter ein!
O des Himmels beste Gabe,
Heil'ger Friede ist noch dein.

Schlummre, wachse und gedeihe!
Dich erwarten Freud und Schmerz.
Gütige Natur verleihe
Ihm zu beiden Muth und Herz.

Itzt noch lächelst du ins Leben
Mit der Unschuld heiterm Blick —
Lächle! diese Tage geben
Uns die Götter nie zurück.

Deine schönen Träume rauben
Menschen — Freundschaft im Gesicht;
Doch verliere drum den Glauben
An die Menschheit selber nicht.

O du wirst im wilden Treiben
  Ganze Völker elend sehn,
Aber Menschenwerth muß bleiben,
  Oder das Geschlecht vergehn.

Führst du einstens eine Barke,
  Oder baust ein Gärtchen an,
Bei der Feder oder Harke
  Sey und bleib ein Biedermann.

Laß die Jagd nach Glück dem Thoren,
  Der es immer doch verfehlt!
O wir sind zum Kampf gebohren,
  Nicht für eine Dichterwelt.

Was die Erde giebt hienieden,
  Ist dem Wechsel unterthan,
Nur der Unschuld süßen Frieden
  Stört kein tobender Orkan.

In der letzten Abschiedsstunde
  Macht er noch die Seele froh,
Lächelt auf des Dulders Munde,
  Wenn das Leben schon entfloh.

An die Natur.

Natur, mit freundlichem Lächeln
Spendest du deine Gaben aus,
Winkest den Müden zum kühlenden Quell
Unter das wankende Laubdach,
Behängst die Bäume des Landmanns
Mit goldner Frucht,
Und streuest Blumen und Kräuter
Um seine Hütte.
Die Wange des Mädchens
Färbst du mit lieblichem Roth,
Und legst in ihren Busen
Die Keime sanfter Empfindung.

Gute Natur,
Auch ich bin deiner Kinder eines!
Wende nicht von mir

Deinen Mutterblick!
Sieh, ich liebe dich,
Wandle deine Bahn
An der Hand der Einfalt
Und der Wahrheit,
Und lausche deiner Stimme
Im Schooße der Frühlingsflur,
Wo alles um mich
Zu neuem Leben sich regt,
Wo das stille Brüten,
Das Gesumm und Gewebe
Zeugt von deiner Allkraft!
Da erwachen in mir
Unnennbare Gefühle,
Da streben in mir
Verborgene Kräfte,
Da drängts mir im Busen,
Zu schaffen und zu wirken mit dir!

An einem Festtage.

Vom Tempel, wo der Pöbel mit Gepränge
Vor selbstgemachten Götzen sich
Im Staube krümmet, fliehe ich
Fern in des Haines lichtbeglänzte Gänge.

Hier regt der Geist die Flügel freier,
Hier, ihr der Menschheit Genien,
Wo eure Schatten mich umwehn,
Hier weih ich euch des Herzens stille Feier.

O dir vor allen, der den Becher
Des Todes für die Wahrheit trank,
Und dir, der bei Philippi sank,
Roms letzter Sohn und seiner Freiheit Rächer!

Euch allen, die des Wahnes Ketten
Zerschlugen mit dem Retterarm,
Und die ihn linderten den Harm
Der Armen, die auf Dornen betten;

Euch zünd ich hier, mit frommen Händen,
Auf dem bemoosten Felsaltar
Ein Feuer an, und bring ein Opfer dar,
Das Priestertrug und Wahn nicht schänden.

Mit Blumen — eine kleine Gabe
Ist euch die liebste! — kränz ich diesen Stein,
Bespreng ihn mit der Quelle hier, und grabe
Den Namen Howard darauf ein.

Das Glück des Weisen.

Beglückt, wer in Verborgenheit
Mit einem Freund und einem Buche lebet,
Und sich den holden Musen weiht,
Und nicht nach leerem Schatten strebet!

Verfolgt ihn auch der Unbestand
Fortunens hier, er wird sich wenig härmen,
Und steckt sie ihm sein Dach in Brand,
Sich ruhig an der Flamme wärmen.

Das Gesicht.

An Wallo.

Kein Sternlein schien herab vom Himmelsbogen,
Und ernstes Schweigen lag auf Berg und Thal;
Es rauschten dumpf des alten Stromes Wogen.

Ich stand vor einem grauen Todtenmahl,
Und rief dem Schläfer, Kunde mir zu geben,
Da trat vor mich ein Wesen, bleich und fahl.

Es fing mein Herz gar ängstlich an zu beben,
Doch sieh, ein Glanz erhellte jetzt den Stein;
Ich sah im Licht sich Runenschrift erheben,

Und las: „Hier modert sterbliches Gebein!
Geh' eilig, wo drei heil'ge Quellen fließen,
Es leitet dich dahin ein milder Schein;

Und mit dem Quell wirst du den Zweig begießen,
Der, halb verdorrt, steht an des Grabes Rand!"
Ich thats, und sah des Zweiges Blätter sprießen:

Und die Gestalt, die noch am Grabe stand,
Erhob sich schnell auf einem Feuerwagen;
Es floß um sie ein himmelblau Gewand,

Und sieben goldne Sterne sah ich ragen
Rings um ihr Haupt, und ihre Stimme rief:
Du sollst nicht ferner mehr die Todten fragen;

Staub ist das Kissen nur, worauf ich schlief,
Mit meinem Blut lößt' ich das dunkle Siegel.
Die Erde birgt des Lebens Keime tief,

Doch ist ein Tod, der sprengt des Grabes Riegel,
Dem Sterbenden wird das Geheimniß kund;
Die Kette fällt, dann schwingt der Geist die Flügel,

Dann tritt er in der Geister heil'gen Bund.
Du siehst um dich das Irdische vergehen,
Und nimmer wird dein krankes Herz gesund:

Doch will der Phönix aus der Asch' erstehen,
So muß er erst sich stürzen in die Glut,
Des Frühlings milde Himmelslüfte wehen
Um jeden Hügel, wo ein Edler ruht.

Aus dem vierten Buche des lateinischen Gedichtes

Der Knabe Jesus

vom Pater Ceva.

Nicht weit vom Jordan liegt ein wildes Thal,
Der Aufenthalt von Zacharieus Sohn.
Verborgen ist er jedem Auge hier.
Des Knaben Stimme tönet — wunderbar
Zu sagen! — durch die ganze Wüste hin,
Dem hellen Klang des Silberglöckleins gleich.
Der fremde Ton täuscht' oft die Wanderer:
Es irrten manche Tage lang herum;
Die Stimme kam aus einer Höhle bald,
Und bald vom Kranz des Hügels: aber er
Bewohnet einen steilen Fels, wohin
Kein sterblicher den Zugang finden kann.
Hier sucht er mit den kleinen Fingern in
Der Bäume Ritzen wilden Honig, oder
Heuschrecken in dem Grase des Gesteins.

Hierher nahm ihren Weg, nicht ohne Müh',
Durch finstre Wälder, über steinigte,
Von Menschen selten nur betretne Pfade
Die Göttliche mit dem geliebten Kinde.

Entstiegen hatten sie den Endor itzt;
Hoch stand die Sonne, und es schmachteten
Die welken Kräuter in dem Mittagsbrand.
Ein einz'ger Brunnen war im Thal — es schöpfte
Ihr Wasser hier die ganze Nachbarschaft.
O fliehe, Mutter mit dem Knaben, flieh!
Siehst du den Löwen mit dem Flammenblick
Vom Walde kommend, in dem Auge Tod?
Doch sie erschreckt der fremde Anblick nicht.
Das arme Thier, es durstet! ruft sie aus.
So leise fühlt das zarte Mutterherz.
Sie steigt hinab zum Brunnen, fasset rasch
Den Eimer, der an einer Stange hängt;
Leicht rollt er in die Tiefe, füllet sich
Mit süßem Wasser an, und mühsam zieht
Ihn wieder die Holdselige herauf.
Der Löwe harrt indeß mit Ungeduld:
Die Zunge klebt ihm an dem trocknen Gaum.
Itzt hebt er auf die Hintertatzen sich.

Und trinket gierig aus dem Eimer, den
Die Jungfrau auf des Brunnens Rand gestellt.
Du aber, sagt sie, schade fürder nicht
Den Heerden oder ihren Hirten mehr.
Gewöhn' auch, Wilder, deine Jungen ab
Von solchem Raub. Dies sagend streichelt sie
Die gelbe Mähne mit der weißen Hand.
Gesättiget und träufelnd von dem Quell
Zieht er das Haupt zurück und schüttelt es,
Und fängt zu brüllen an, daß das Gebirg
Vor Schrecken und das Hirtenthal erbebt.
Nie war ein Thier und selten nur ein Mensch
Dankbarer für erwies'nen Liebesdienst.
Schon treten unsre beiden Wanderer
Am Grenzstein Nazareths aus dem Gehölz,
Da schaut von ungefähr die Jungfrau um,
Und sieht, wie der Bemähnete ihr folgt.
„Geh in den Wald zurück! Geh, sag' ich dir!"
Und da er zögert, weißt sie drohend mit
Dem Finger ihn auf den gewohnten Pfad.
Der Löwe folgt unwillig, und sein Gang
Hat nichts mehr furchterregendes; es schien,
Als traure er, weil man ihm nicht vergönnt,
Für die empfangne Wohlthat Dank zu geben.

Liebe.

Es ist der Himmel mit Nacht umzogen,
Doch wandelt die Liebe ihre Bahn,
Es brüllen des Meers empörte Wogen,
Doch Liebe vertraut dem schwachen Kahn.

Es harrt das Mädchen am Felsgestade,
Wo schwach die Leuchte des Thurmes glimmt,
Und lauschet, ob sie vom Wellenpfade
Die Schläge des Ruders nicht vernimmt.

Umsonst! sie hört nur des Meeres Toben;
Nun wird es in ihrer Seel' auch Nacht!
O Mädchen, es wohnt ja noch dort oben
Ein Gott, der über die Liebe wacht.

Schon ist der Jüngling ans Land gesprungen,
Schon fliegt er in der Geliebten Arm;
Sie hält ihn mit süßer Lust umschlungen,
Und küßt ihm die kalten Lippen warm.

Es sey der Himmel mit Flor umhangen,
Es tobe noch zürnender der Welt!
Sie halten sich fester nur umfangen,
Und außer ihnen ist keine Welt.

Die Liebe bettet am nackten Strande
Den Liebenden wie auf weichem Flaum,
Es drücken sie nicht des Lebens Bande,
Für sie ist das Leben ein schöner Traum.

Mag ihnen das Schicksal alles rauben,
Sie lassen von der Liebe nicht ab,
Und blicken mit Lächeln, in dem Glauben
Sich wiederzufinden, in ihr Grab.

Wenn ihnen nur eine Wüste bliebe,
Sie hätten ein Paradies auch dort,
Und ihnen wäre ohne die Liebe
Der Himmel nur ein Verbannungsort.

Empfindungen eines Karthäusers,

in dessen Zelle ein Frauenzimmer auf einige Augenblicke gekommen war.

Hier stand sie, hier, die himmlische Gestalt,
 Hier sog ich Gram und Lust aus ihrem Blicke!
Schon war mein Herz vom Hauch des Grabes kalt,
 Ihr Lächeln rief ins Leben mich zurücke.

Sie kam und raubte meine Ruh' und gieng;
 Ich starrt' ihr nach mit ausgestrecktem Arme:
Doch nur ein Traumbild wars, was ich umfing,
 Ich blieb allein — allein mit meinem Harme.

Die Stille, die in diesen Mauern wohnt,
 Besänftigt nicht den Sturm in meinem Herzen,
Und neben ihm, dort an dem Kreuze, thront
 Der kleine Gott der Liebe und der Schmerzen.

Es herrscht umsonst ein ödes Schweigen hier,
Nur von dem Spruch des Todes unterbrochen;
Ach, Amor spielt mit Geißel und Brevier,
Und windet Rosen selbst um Todtenknochen.

Mich ruft der Brüder dumfer Bußgesang;
Doch ach! ihr Bild wird mir auch dort erscheinen!
Ich wandle durch den dunkeln Klostergang,
Wo nur die Steine, nie die Menschen weinen.

Dort schleichen sie, gleich bleichen Schatten, hin,
Die einsamen Bewohner dieser Mauern,
Die Büßer, die mit frommem Sklavensinn
Ihr Leben still und ungenützt vertrauern!

Ach, jede Brust ist kalt, wie Grönlands Eis,
Kein Blick ist mehr auf Irdisches gerichtet!
Doch träte plötzlich Sie in ihren Kreis,
Wie würde schnell der finstre Wahn zernichtet!

Ihr Hochbeglückten, denen Niemand wehrt
Um Sie zu seyn, Sie unverwandt zu sehen,
Und wenn ihr euch in Liebe auch verzehrt,
Wer wünschte nicht an euerm Platz zu stehen?

Vergönnte mir das Schicksal dieses Glück
Nur einen Tag, nur flüchtige Minuten,
Gern tränk ich mir den Tod aus ihrem Blick,
Gern flög ich zu ihr über Eis und Gluten.

Doch hier bin ich allein mit meinem Gram,
Genährt von tiefer, schauerlicher Stille!
Hier, wo der Mensch dem Menschen alles nahm,
Hier hört mich nur um Mitternacht die Grille.

Das eiserne Gesetz des Wahnes schloß
Das Mitleid aus aus diesen bangen Mauern:
Hier, wo noch nie der Liebe Thräne floß,
Hier darf auch nicht einmal die Freundschaft trauern.

Das zufriedene Mädchen.

Wem das Glück nicht viel gegeben,
Dem ersetzt es die Natur;
Sieh, wie auf der kleinsten Flur
Bienen unter Blumen schweben!

Hör ichs nicht im Haine summen?
Seh ich nicht den Abendglanz?
Giebt nicht auch zum Frühlingskranz
Mir der Hügel seine Blumen?

Athm' ich nicht auch neues Leben,
Wenn der junge Lenz sich naht?
Macht nicht eine schöne That
Höher meine Brust sich heben?

Ist das Schöne und das Gute
Nicht auch schön und gut für mich?
Götter, o erhaltet mich
Immer nur bei frohem Muthe.

An die Liebe.

Nach vorgeschriebenen Endreimen.

O du, die aus Pandorens Schachtel
Mit Schwindel, Gicht und Zwietracht kam,
Dich sollt' ich singen, die ein Achtel
Von meinem bischen Leben schon mir nahm?

Sey's, daß der große Sankt Kristoffel
Sogar vor dir die Segel streicht,
Ja selbst der Mann, der den Pantoffel
Sich küssen läßt, manchmal vor dir erbleicht!

Bei mir wird Amor fruchtlos klopfen,
Und schlüpft er auch durchs Schlüsselloch,
Und ranket sich um mich wie Hopfen,
Mich beugt er nicht in sein allmächtig Joch.

Wer aus dem Sturme sich gerettet,
  Der flieht von weitem den Orkan,
Und beim Syrenenliede kettet
  Der Weise sich fest an den Mastbaum an.

Ich bleibe bei Minervens Eule,
  Wenn Herkules am Rocken sitzt,
Indeß aus seiner Eichen-Keule
  Gott Cypripor sich lachend Pfeile schnitzt.

O gegen dieses Knaben Bolzen
  Schützt eine Holzart uns fürbaß,
Und öfter birgt man vor dem Stolzen
  Am besten sich vor einem vollen Faß.

So eß ich ruhig meine Schoten,
  Die mir kein Liebesgram versalzt,
Und schieße, Amors Macht zu spotten,
  Den Auerhahn, indem er eben balzt.

Die Rache.

Der Frühling lockt Chlorinden
Ins Freie, wo die Bäume
Beschneit von Blüthen stehen.
Sie kömmt an eine Hecke,
Wo ein bescheidnes Veilchen
Den süßen Duft verbreitet,
Und bückt sich, es zu suchen,
Doch fährt sie schnell betroffen
Zurück — ein kleiner Knabe,
Gelblockigt und geflügelt,
Liegt sorglos in dem Grase,
Vom holden Schlaf gefesselt.

Chlorinde stutzt nicht lange;
Der Schläfer ist am Bogen
Und an den Pfeilen kenntlich,

Die ihm zur Seite liegen.
Ha, treffen wir uns endlich,
Freund Amor? sagt das Mädchen;
Wir haben mit einander
Ein Hühnchen noch zu pflücken;
Du sollst mir in der Folge
Kein Seelchen mehr verwunden,
Nicht einmal einen Sperling.
Mit diesen Worten nimmt sie
Den Bogen, und versucht es,
Die Sehne zu zerreißen.

Der kleine Gott erwacht itzt,
Und blinzt dem Mädchen schelmisch
In seine blauen Augen.
Zerbrich den Bogen immer,
Mir ist er nichts mehr nütze,
Ein Blick aus deinen Augen
Trifft sicherer die Herzen,
Als zwanzig meiner Pfeile.

So spricht der Schalk; welch Mädchen
Muß eine solche Rede
Nicht ganz und gar besänft'gen?

Nimm nur dein Spielzeug wieder,
Erwiedert ihm Chlorinde,
Sonst weinst du noch, und Thränen
Kann ich durchaus nicht sehen.

Lied.

Zu kurz sind diese Erdentage,
Zu bald verrinnt der Tropfe Zeit!
O glücklich, wer ihn unbereut
Verrinnen sieht, durch keine Klage
Des Lebens Lenz entweiht.

Die Freude beut auf allen Wegen
Uns ihren frischen Blumenkranz:
Itzt lacht sie uns im Abendglanz
Auf der beblümten Flur entgegen,
Und itzt im Reihentanz.

Sie sitzt mit uns am frohen Mahle,
Und giebt uns doppelten Genuß;
Ihr Lächeln scheucht den Ueberdruß;
Sie schmückt mit Rosen die Pokale,
Und würzet Spiel und Kuß.

Auf alle Menschen blickt sie nieder;
Oft ist der Rasen ihr Altar,
Da kränzet sie der Hirtin Haar,
Und stimmt in Philomelens Lieder,
Und girrt im Täubchenpaar.

Nur flieht sie glänzende Palläste:
Da herrschen Zwang und Ueberdruß,
Da darbt man mitten im Genuß;
Die Etikette ruft zum Feste,
Die Mode giebt den Kuß.

Doch mit uns weilt sie gern, ihr Brüder!
Gerad und frei ist unser Herz;
Wir höhnen nicht des Bruders Schmerz:
Die Weisheit ehren unsre Lieder,
Sie lehrt uns Spiel und Scherz.

Dir, Freude, weihn wir unser Leben,
Dich ehret unser Rundgesang,
Dir tönet unser Becherklang,
Und wird die Nacht hernieder schweben,
Dir unser Grabgesang.

Frauenlob.

Was macht des Weibes eignen Werth?
Was ists, warum der Mann sie ehrt,
Auf immer sich an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet?

Ist es der leichte, stolze Gang?
Der Stimme süßer Lautenklang?
Das frische Jugendroth der Wangen?
Der Augen schüchternes Verlangen?

Dies macht dem Mann das Herz nicht weit!
Was Jugend schenkt, das nimmt die Zeit;
Nur was die Charitinen geben,
Bleibt unvergänglich durch das Leben.

Die Anmuth zieht den Jüngling an,
Und fesselt selbst den starken Mann;
Sie weiß auch über Kleinigkeiten
Ihr holdes Etwas zu verbreiten.

Und mehr ist Schaam noch, die den Werth
Der Liebe durch Verzögern mehrt,
Und in der jüngsten Huldin Schleier
Wacht über Aphroditens Feuer.

Und jener sanfte, zarte Sinn,
Der die Natur dem Weib verlieh'n,
Des Mannes heiße Stirn zu kühlen,
Und Dornen ihm zu Flaum zu wühlen;

Und wenn er Felsenlasten trägt,
Und seine Brust von Unmuth schlägt,
Ihn wieder über sich zu heben,
Ihm Frieden mit sich selbst zu geben;

Und jener Muth, auf den sogar
Sich Männer stützen in Gefahr —
Sie lächelt mit der Todeswunde,
Kein Schmerz ist auf dem starren Munde.

Dies macht des Weibes eignen Werth,
Dies ist's, warum der Mann sie ehrt,
Sich ewig fest an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet.

Jupiters Erziehung.

Von Carl Cignani.

Wer ist das holde süße Kind?
Ihm dient die Blumenflur zur Wiege,
Ihn fächelt sanft ein leiser Abendwind,
Ihn säugt, o Wunder! eine Ziege.

Die Nymphen lullen ihn zur Ruh,
Und Faunen mit der Hirtenflöte.
An welcher Brust, o sprich! erblicktest du
Zum erstenmal die junge Morgenröthe?

Vor dieses Knaben Feuerblick
Wird einstens der Olymp erbeben.
Ihm, glaubt es, wird das ewige Geschick
In seine Hand das Loos der Menschen geben.

Die Ziege, die ihn säugt, wird dann
Unsterblichkeit zum Lohne kränzen.
Hellleuchtend wird sie auf der Sternenbahn
Als Pflegerin des Göttervaters glänzen.

Lebenswerth.

1794.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde doch
Mit ihren Bergen, See'n und Blumenhügeln,
Und oft ergreift der Knabenwunsch mich noch,
Zu schweben drüber hin mit Adlersflügeln;

Zu weilen an dem unbegränzten Meer,
Wo noch, wie eh' das Chaos sich gestaltet,
Der Geist des Ewigen, so lieb und hehr,
Im Westgeflüster auf den Fluten waltet;

Und in den Auen, wo am Felsaltar
Durch Tells Geschoß des Zwingherrn Blut geflossen,
Wo noch die Freiheit in der Hirtin Haar
Die Blumen flicht, die seinem Grab entsprossen;

Wo die Natur mit schöpferischer Hand
Das Schöne zu dem Schrecklichen gereihet,
Und neben der beschneiten Felsenwand
Ein Wiesenthal mit Blumen überstreuet;

Schön ist das Leben, Freuden mancherlei
Blühn allenthalben auf des Menschen Wegen;
Uns tönt des Hains kunstlose Melodei,
Uns reift des Herbstes und der Erndte Segen.

Und Liebe du, die aus der goldnen Zeit
Allein noch blieb, als alle Götter schieden,
Du schenkst des schwarzen Grams Vergessenheit,
Und neue Lust und Kraft dem Lebensmüden.

Süß ist das Leben, selbst dem Armen süß,
Den nur noch Hoffnung und Erinnrung laben,
Und o wer wäre, der es gern verließ,
In Jugendkraft und bei des Glückes Gaben?

Doch wehe, wer mit feigem Sklavensinn
Sich binden läßt von seines Daseyns Ketten,
Wem Muth gebricht, für edleren Gewinn
Den schwarzen Kahn freiwillig zu betreten.

Wem, was sein wärmstes Sehnen stillen kann,
Des Zufalls Hände alles, alles geben!
Du lächelst, Reicher? Armer, armer Mann,
Der nichts besitzt, ihm theurer, als das Leben.

An das Land.

Ruris amatores vates sumus.
P. Lotich. secund.

Süße ländliche Stille, dich begrüß ich,
Und dich, schattigen Forst mit deinen Nymphen!
Euch, ihr Felder, von denen mir des Jahres
Hoffnungen lächeln!

Nur der Liebling der Musen kennt die Wonne
Eines Lebens in eignem freien Wirken,
Wo man itzt sich im Lehnstuhl dehnt, und itzt den
Spaten ergreifet.

Jede Tageszeit wechselt Licht und Schatten,
Jeder Monath die Farben meiner Landschaft:
Und es winden mir um den Karst die Musen
Rosen und Epheu.

Dreimal glücklich, wer heim vom Felde kehret
Mit dem süßen Gedank' an Weib und Kinder,
Und den steigenden Rauch von seinem Heerde
Fern schon erblicket!

Lied.

Friede mit dem Bruder, der
In der Ferne weilet,
Unsrer Freuden keine mehr,
Keine Sorge theilet!

Friede mit dem Biedermann,
Der nach Rechtthun strebet,
Leiden mildert, wo er kann,
Und nicht sich nur lebet.

Friede mit dem Märtyrer,
Der für Wahrheit leidet!
Friede mit dem Zweifler, der
Um Phantome streitet!

Friede dem, der nie den Gruß
Eines Freundes hörte,
Den der Liebe Feuerkuß
Nie Empfindung lehrte!

Friede mit dem Bösewicht,
Dem beim frommen Liede
Reue späte Geißeln flieht,
Tugend ihm und Friede!

Friede dem auch, deß Gebein
Schon ein Rasen decket,
Den des Morgens Purpurschein
Nicht zur Freude wecket!

Friede sey das Losungswort
Unsrer letzten Stunde,
Friede weihet uns auch dort
Wieder unserm Bunde.

Der Geist der Liebe.

Wo weht der Geist der Liebe?
Er weht in Hain und Flur;
Sieh, wie sich Knospen spalten,
Und Blätter sich entfalten,
Das thut sein Odem nur!

Wo weht der Geist der Liebe?
Den Lenz erweckt sein Hauch;
Er lehrt die Vögel bauen,
Streut Veilchen auf die Auen,
Und Rosen auf den Strauch.

Wo weht der Geist der Liebe?
Er weht im Morgenlicht,
Er säuselt in dem Thale,
Und wo die dunkle Schale
Der Schmetterling durchbricht.

Wo weht der Geist der Liebe?
Er schwellt des Mädchens Brust,
Und röthet ihre Wange,
Weckt Dichter zum Gesange,
Giebt Armen Lebenslust.

Wo weht der Geist der Liebe,
Der so viel Wunder thut?
Wo Würmchen sich vermehren,
Und Mückchen sich verzehren
Stumm in der Feuerglut.

Wo weht der Geist der Liebe?
Wo an der Mutter Brust
Der zarte Säugling trinket,
In Tod die Treue sinket,
Den Dolch in ihrer Brust.

Wo weht der Geist der Liebe?
In Wasser, Feuer und Luft,
Wo sich ein Leben reget,
Wo sich ein Hauch beweget
Und in der Todtengruft.

An Kleon.

Wir wandeln auf verschiednen Wegen — du
Schwebst bei dem Hauche günstiger Zephyre
Mit vollen Seegeln über Meere:
Näher der Erde hin zieht mein Pfad sich;

Ein schmaler Fußsteig, aber gesellig doch!
Mich schreckt der kleinen Quelle Gemurmel nicht,
Die Schlaf und Labsal beut dem Müden,
Wenn dir empörete Wogen dräuen.

Mich kann das Schicksal dahin und dorthin nicht
Nach Laune schleudern; all meine Hoffnungen
Begrenzt der Zaun von meinem Felde —
Mög' es dir geben, was ich entbehre,

Und gern entbehre, bleibt mir ein Vorzug doch!
Dich plagt die Furcht des Wiederbezahlens, denn
Geliehen nur sind seine Schätze,
Aber von mir hat es nichts zu fordern.

An Lorreye.

Bonn im May 1792.

Man sagt wohl falsch, des Menschen Glück
Sey nicht an Ort und Zeit gebunden!
Warum denn rufen wir die Stunden
Der Kindheit uns so oft zurück?
Warum denn fliegt oft unser Blick
Voll Sehnsucht nach dem Mutterlande,
Wo uns die ersten, sanften Bande
An unsers Gleichen angeknüpft;
Wo unter jubelvollen Sprüngen,
Bei einer Jagd nach Schmetterlingen,
Ein Tag behender uns entschlüpft,
Als itzt ein Stündchen beim Gezische
Der Schmähsucht an dem Ombretische.

Auch hier verweilte die Natur,
Um diese Gegend auszuschmücken;
Doch ach, was soll mir Hain und Flur,
Der Siebenberge grauer Rücken,
Und aller Reichthum der Natur?
Ach, nirgend find' ich eine Spur,
Um welche die Erinnrung schwebt!
Es rauscht umsonst die Wiesenquelle,
Es winkt umsonst, vom Ephen überwebt,
Die graue Eremitenzelle.
Wohin ich geh — in Thal und Hain,
Bin ich ein Fremdling und allein!
Kein Plätzchen, das mir heilig wäre
Durch eines Freundes Abschiedszähre,
Durch süße Jugendschwärmerei!
Kein Plätzchen, das mir Liebe weihte,
Wo ich an der Erwählten Seite
Je fühlte, was das Leben sey.
Der Zephyr, der mich hier umspielt,
Hat keinen, der mich liebt, gekühlt.

Ja wohl, mein Freund! ist unser Glück
An Ort und Zeiten festgebunden!
Der Kindheit rosenfarbne Stunden

Ruft auch der Greis am Knotenstab zurück,
Und an dem fernsten Meeresstrande
Späht noch des Pilgers trüber Blick
Nach seinem fernen Mutterlande.

O Kindheit, süße, goldne Zeit,
Kein Gott kann dich uns wiedergeben,
O Land, wo deine Träume schweben,
Von der Erinnerung erneut!
O könnt ich mit des Kranichs Flügel
Hinschweben in des Thales Schoos,
Das mich gebahr, auf jene Hügel,
Wo Windeggs Thürme, grau von Moos,
Hervor aus dunkeln Tannen ragen,
Wo aus der Kindheit goldnen Tagen
Noch manche Spur mir übrig ist,
Und wo ein Grabmahl sie umschließt,
Die meine guten Engel waren
In jenen sorgenfreien Jahren.

Doch, Freund! das Schicksal löst vielleicht
Bald deines Freundes Sklavenkette;
Dann her mein Pilgerstab, ich trete
Mit neuem Muthe, froh und leicht,

Die Wallfahrt an, und du, mein Lieber,
Geleitest mich zu ihrem Grab,
Dort laß ich meinen Wanderstab,
Und wirds bisweilen um mich trüber,
Du trocknest meine Thränen ab.

An die Nymphen.

Euch, ihr freundlichen Nymphen dieser Quelle,
Die vom buschigten Felsenhange rieselt,
Bring' ich Kränze, gewunden von des Feldes
Blumen zum Opfer.

Hier im summenden Schatten habt ihr öfters
Mich in Schlummer gewiegt; bei euch vergaß ich
Jeder Mühe des Lebens, frohe Träume
Gaukelten um mich.

Und ich hörte der Vorzeit heil'ge Stimmen,
Ihre Sänger und Helden nahten freundlich,
Und es war mir, als hätt' ich schon die heil'ge
Lethe getrunken.

Süßes Ahnen und Träumen, süße Bilder
Eines schöneren Daseyns! ihr nur wiegt uns
Mit der freundlichen Hoffnung, daß wir nicht der
Erde gehören.

An den Mond

in einer Herbstnacht.

Freundlich ist dein Antlitz
Sohn des Himmels!
Leis sind deine Tritte
Durch des Aethers Wüste,
Holder Nachtgefährte.

Dein Schimmer ist sanft und erquickend,
Wie das Wort des Trostes
Von des Freundes Lippe,
Wenn an der Seele Kummer
Uns, wie ein Geyer, nagt.

Manche Thräne siehst du,
Siehst so manches Lächeln,
Hörst der Liebe trauliches Geflüster,

Leuchtest ihr auf stillem Pfade;
Hoffnung schwebt auf deinem Strahle
Herab zum stillen Dulder,
Der einsam geht auf rauhem Weg.

Du siehst auch meine Freunde,
Zerstreut in fernen Landen;
Du gießest deinen Schimmer
Auch auf die frohen Hügel,
Wo ich als Knabe hüpfte,
Wo oft bei deinem Lächeln
Ein unbekanntes Sehnen
Mein junges Herz ergriff.

Du blickst auch auf die Stätte,
Wo meine Lieben ruhen,
Wo der Thau fällt auf ihr Grab,
Und die Gräser drüber wehen
In dem Abendhauche.

Doch dein Schimmer
Dringt nicht in die dunkle Kammer,
Wo sie ruhen von des Lebens Mühe,
Wo auch ich bald ruhen werde!

Du wirst gehn und wiederkehren,
Und sehn noch manches Lächeln,
Und sehn noch manche Thräne!
Dann werd' ich nicht mehr lächeln,
Dann werd' ich nicht mehr weinen,
Mein wird man dann nicht mehr gedenken
Auf dieser schönen Erde!

Lied.

Laßt uns ihm zu Ehren trinken,
Der uns dieses Leben gab!
Wahrlich, manche Freuden winken
Von der Wiege bis zum Grab.

Frühlingsrosen blühn am Strauche,
Veilchen auf dem Wiesenplan,
Aus dem blauen Mädchenauge
Lacht uns süße Liebe an.

Aus der Traube goldnen Beeren
Quillen froher Sinn und Muth,
Jeder Becher, den wir leeren,
Schafft uns reines, leichtes Blut.

Freundschaft bietet uns die Rechte,
Wo der Weg durch Wüsten geht,
Und im rauhen Dorngeflechte
Selten nur ein Blümchen steht.

Wo der Pfad auf Gräber neiget,
Läßt die Hoffnung Rosen blühn,
Trocknet unsern B.ick, und zeiget
Lächelnd nach den Sternen hin.

Freude, die im Himmel thronet,
Kehrt auch oft auf Erden ein.
Wahrlich, Brüder, es verlohnet
Doch der Mühe, Mensch zu seyn.

Liebesklage.

In Liebe bricht mein armes Herz,
Macht fertig meine Kammer!
Es bringt der Tod mir keinen Schmerz,
Er endet meinen Jammer.
Der Freundschaft Hand
Bereite mir ein Schlafgewand.

Streut keine Blum auf meinen Sarg,
Vom Morgenthau getränket,
Der Kummer, den ich sorgsam barg,
Werd still ins Grab versenket!
Kein Leichenstein
Soll Denkmahl stummer Liebe seyn.

An Guido.

Es will der Blick des Ungeweihten sehen,
Was Fleisch und Blut zu fassen nicht vermag;
Doch ewig muß er in der Irre gehen,
Und nimmer wirds in seinem Innern Tag.

Es will das Ohr des Erdensohnes hören,
Was nur das kindliche Gemüth vernimmt:
Mit Formenspiel will er den Geist beschwören,
Wenn schon des Morgens heil'ge Fackel glimmt.

Im tiefen Dunkel einer Felsengrotte,
Wohin kein Strahl der frohen Sonne bricht,
Da wird die Priesterin erfüllt vom Gotte,
Da wird es erst in ihrer Seele Licht.

Es stiebt die Erde weg vor ihren Blicken,
Es sträubet sich das seelenvolle Haar!
So konnte sie kein bloßer Wahn berücken,
Das Höhere wird ihr itzt offenbar.

Lettisches Volkslied.

O käm' er doch zu dieser Stunde,
Ihn euch zu nennen ist nicht Noth!
Wie flög' mein Kuß zu seinem Munde,
Und wär' er vom Blut des Wolfes roth.

Wie wollt' ich seine Hände drücken,
Und hingen Schlangen auch um ihn!
Ach, könnt' ich doch die Winde schicken,
Wär' ihnen doch die Sprache verlieh'n!

Sie müßten meine Wünsche tragen,
Und brächten mir die seinen her.
Die Liebe hat sich viel zu sagen,
Das Herz der Getrennten ist so schwer!

Ich kenne nur noch ein Verlangen,
Seit er zu mir am Brunnen kam.
Im Sommer hab' ich ihn gefangen,
Und im Winter macht' ich mir ihn zahm.

An Otto.

Freund, was ist Wahrheit, und wo kann man sie,
Rein, unverfälscht von Menschensatzung, finden?
In unsern Schulen ewig nie,
Dort irrt man nur in öden Dorngewinden.

Du fragst umsonst die Geister alter Zeit!
Von ihnen wirst du dunkle Räthsel hören.
Wer sich im Ernst der Wahrheit weiht,
Muß, frei von Wahn, den Geist in sich beschwören.

Was Menschen zu der Menschheit Würde hebt,
Das lernt sich nicht, es ist in uns gebohren!
Nur eine Luftgestalt umschwebt
Den, der einmal sich aus sich selbst verlohren.

Wie leicht vergißt man im beschränkten Raum
Der Bücherwelt das eigentliche Leben!
Erwacht zu spät aus seinem Traum,
Und kann für That nur leere Worte geben.

Mag auch die Welt, die uns so schön umgiebt,
Ein Trugbild seyn im Spiegel unsrer Sinnen,
Das, was in uns verlangt und liebt,
Kann nicht, wie Glanz im Abendhauch, zerrinnen.

Wenn alles täuscht, ist Eines doch kein Wahn,
Die Erde kann davon nicht Kunde bringen!
Was sie uns giebt, das bleibt ihr unterthan,
Doch unsern Willen mag sie nie bezwingen.

An Ariston.

Freund, um glücklich zu seyn, heische nur Weniges
Von den Menschen und vom Glücke noch weniger,
Fleh vom Himmel Gesundheit,
Und das übrige gieb dir selbst.

Flieh die Schatten des Hofs, fliehe den Lärm der
Stadt!
Dir genüge das Haus, wo du gebohren wardst,
Dir das Erbe der Väter,
Nicht von Sünden und Fluch beschwert.

Ruhe schmecket nur dem, welcher nicht immer ruht.
Welch ein schönes Gefühl, sich zu gehören, und
In den Blüthen des Frühlings
Schon den Segen des Herbstes sehn?

Zu dem ländlichen Mahl zollet dein Garten dir,
Und der schattige Forst und der Forellenbach;
Von den Bäumen des Gartens
Singt dir Hänfling und Nachtigall.

Aus den Töchtern des Lands wählst du die Edelste]
Zur Gehülfin, die dann deiner mit Liebe pflegt,
Und die Stunden der Arbeit
Und die Stunden der Muße kürzt.

Bald umschlinget euch noch fester ein neues Band;
Welche Seligkeit, wenn von der Geliebten Arm
Ein holdlächelnder Knabe
Dir die Händchen entgegen streckt!

Schönes häusliches Glück, welches der Himmel nur
Seinen Lieblingen schenkt! wer dich entbehren muß,
Der entbehret das Eine,
Was das Leben zum Leben macht.

Nach Sarbievius.

Laß ab mit deinen Klagen, Freund,
Verscheuch die schwarzen Sorgen aus deiner Brust,
Und heitre deine Stirne auf.
Wenn gleich die Sonne nicht, wie gewöhnlich, lacht,
So wird es morgen anders seyn.
Ob heut der Sturm die ruhige See empört,
Und Untergang dem Schiffe dräut;
Doch setzt es morgen seinen gehemmten Lauf
Mit sanftgeschwellten Seegeln fort.
Zum Gram gesellen öfter die Scherze sich,
Und spotten seines finstern Blicks,
Und unterm dunkeln Schleier der Traurigkeit
Guckt lächelnd oft die Freude vor.
So spielt das Schicksal, welches die Menschen nicht
In Rosengärten auferzieht;
Dieselbe Hand, die gestern den Pflug geführt,
Giebt heut Gesetze im Senat,

Und legt das Joch, vom Nacken des Stiers gelöst,
 Den überwundnen Nachbarn auf;
Doch treibt des Glückes Laune den Sieger bald
 Zurück in seine Dunkelheit:
Er spaltet mit dem lorbeerbekränzten Beil
 Itzt Holz, und zündet auf dem Heerd
Das Feuer an, und wenn es an Reis ihm fehlt,
 Wirft er die Fascen in die Glut,
Und kocht dabei die Schoten, die er gepflanzt,
 Zufriedener beim kleinen Mahl,
Als kurz vorher bei Trüffeln und Chierwein *).

*) Cincinnatus.

An das häusliche Glück.

Meiner Gattin.

Nicht deiner Schwester, welche Ordensbänder
Und Gold und Ruhm aus voller Hand verschenkt,
Und oft das Loos der Völker und der Länder
Nach ihrer Laune dreht und lenkt:

Nein, dir, die stille Häuslichkeit und Frieden,
Genügsamkeit und fromme Einfalt liebt,
Und dem, der reines Herzens ist, hienieden
Den Himmel schon in seiner Hütte giebt;

Dir sey mein Haus geweiht, das sich bescheiden,
Fern von der Stadt in Nußgesträuch versteckt.
Wie könnt' ich Thoren ihre Feste neiden,
Da meinen kleinen Tisch die Liebe deckt?

Gerettet hab' ich aus dem Weltgewühle
  Den besten Theil, den Sinn für euch, Natur
Und Wahrheit! unverschrobene Gefühle
  Gefallen dir, o Himmelstochter, nur.

Wo wahnberauscht in einem Zauberkreise
  Der Mensch nach bunten Luftgestalten rennt,
Und für das Leben keine höhern Preise,
  Als Geld und Titel oder Wollust kennt:

Da wendest du dein Antlitz ab, und kehrest
  Beim Landmann in dem dunkeln Stübchen ein,
Hörst sein Gespräch mit Weib und Kind, und lehrest
  Ihn dankbar froh bei Brod und Liebe seyn.

Auch meiner Hütte gehst du nicht vorüber,
  Sie ist durch dich an kleinen Freuden reich;
Sonst flossen manche meiner Tage trüber,
  Doch du machst einen itzt dem andern gleich.

Wenn ich mich traulich an mein Weibchen schmiege,
  Und sich mein Mund auf ihre Lippen neigt,
Und sie mit leisem Lächeln nach der Wiege
  Auf unsern lieben, holden Säugling zeigt,

Der wie die Unschuld schlummert: o dann tausche
Ich dies Gefühl nicht um geprief'nen Tand.
Auf Rosen schläft man ein im Wollustrausche,
Auf Dornen wecket uns der Reue Hand.

Doch jenes Glück lohnt nur ein reines Leben,
Von Ueppigkeit und Dumfheit gleich entfernt;
Nicht Kunst und Weisheit können es erstreben,
So wenig als sich Lieb und Einfalt lernt.

Parabeln und Apologen.

Kleine Dichtungen.

Der Fruchthalm.

Fröhlich erhebst du dich im frischen Leben! Zu den Todten mußtest du gehen und zur Verwesung, damit du den Himmel schauen könntest und das Licht, und trinken den Thau des Morgens und dich erquikken an der Kühle des Abends. Zwar wirst du fallen, wenn der Tag der Erndte kommt, unter der Sichel der Schnitterin: aber traure nicht! Auch die Unterwelt hat ihr uraltes Recht. All ihre Kinder muß die Erde hinabsenden auf eine kurze Zeit; denn dienstbar ist sie dem dunkeln Geisterreiche: aber bald kehrt das gefesselte Licht frei zurück, und zerbricht die Ketten aller, welche die Schuld ihrer Mutter büßen.

Die Rose.

Die Göttin der Liebe wandelte unter den Blumen des Frühlings, und jede bat Aphroditen, sie zu wählen zu ihrer Lieblingin.

Ich will dich wählen, sagte die Göttin zur Rose, aber ich muß dich mit Dornen umgürten; denn es giebt keine Liebe ohne Schmerz, und dein Leben wird schneller verblühen; denn alles Höhere kann nicht lange bestehen in irdischer Form.

Da frohlockten die andern Blumen aus Neid und Schadenfreude. In wenigen Tagen senkte die Rose ihr Haupt, und ihre Blätter fielen zur Erde. Aber aus den welken Blättern stiegen noch süße Düfte auf, während die übrigen Blumen bald auch, nicht nur farblos, sondern alles Wohlgeruchs beraubt da standen.

Das Vergißmeinnicht.

Wer gab dir die Farbe des Himmels und der Hoffnung, und den schüchternen Blick der Liebe?

Warum wohnst du nicht bei deinen Schwestern in stolzen Gärten, und stehst nur einsam an Wiesenbächen, und in unbesuchten Gründen?

„Mich hat der Geist der Blumen gebildet, daß ich tröstend sagen soll dem Armen, Verlassenen, er habe noch eine Heimath und eine Liebe. Wo die Kunst wohnt unter den Menschen, und sie entfremdet mit sich selbst, da versteht man meine stille Sprache nicht, aber das Herz des in sich Gescheuchten weiß sie zu deuten; denn ihm bin ich ein Zeichen der Hoffnung, und daß Einer sich seiner erinnere, wenn auch die weite Erde nur noch ein Grab für ihn ist.

Der Roßmarin.

Nur der Landmann liebt dich in seinen Gärten; denn dir gab die Natur nicht den Prunk der Farbe, dein Gewand ist ein einfaches Grün. Emsig begießt dich das bräunliche Mädchen; denn du wirst der Schmuck der jungfräulichen Locken seyn an ihrem Ehrentage, darum bückt sie sich mit verschämter

Wange zu dir herab, und versucht es, deine schwanken Zweige noch am Stock in kleine Kränze zu biegen.

Aber sieh, da wandelt eine arme Mutter her, die auch eine Tochter hatte. Der Roßmarin in ihrem Gärtchen verwelkte während der Krankheit des Mädchens, und mit zitternder Stimme bittet die Verarmte um einige Zweige, das Haupt des erblaßten Kindes damit zu kränzen.

So ist es denn ein Sinnbild der Hoffnung, was die Liebe bricht und der Schmerz um den Heimgegangenen!

Der Buchsbaum.

Warum schaust du so wehmüthig um dich her in der Fülle deines Lebens? Du scheinst zu fühlen, daß dich die Natur zur Trauer bestimmt habe. Mit deinen Zweigen sprengt der fromme Landmann das geweihte Wasser über die enge Wohnung seiner Geliebten, und dein Holz verwandelt sich in eine klagende Flöte, und ihr einsamer Laut tönt durch die

Nacht hin, und erregt das Gemüth zur Schwermuth.

So hat die Mutter, der wir alle angehören, in alles, was den Menschen umgiebt, die Bedeutung seines Lebens gelegt, und überall spricht ein befremdeter Geist zu ihm, der seine Klage versteht und seine Hoffnung.

Das frühe Veilchen.

Beim ersten warmen Sonnenstrahl im März schlüpfte ein zartes Veilchen hervor aus seiner schützenden Hülle, und freute sich des aufquellenden Lebens. Aber der Schnee lag noch auf den Bergspitzen, und in den Schluchten, und ein kalter Abendwind wehte über die Flur, als die Sonne hinuntersank. Da schauerte das Veilchen zusammen, und sprach: Warum muß ich schon sterben, da ich eben zu leben meinte?

Und der Geist der Blumen, der unsichtbar dastand, antwortete:

Warum strebtest du mit deinem zarten Leben so früh in die rauhe Zeit hinaus? Ein schwaches Geschlecht muß untergehen im Frost und Sturm. Wenn du aber nun dein kleines Haupt niederlegst im Hauche der Nacht, will ich dich in den Schooß deiner Mutter zurückbringen, wo deine Geschwister noch schlafen. Frost und Stürme vergehen, doch das Leben verbirgt sich nur und kehrt wieder.

Die Blumen.

Der Mai lächelt so freundlich in die Trauer der Zeit, wie dort auf dem Bilde der Säugling lächelt am Busen der Mutter, die den todten Gatten neben sich beweint. Die Blumen kommen noch immer, und finden auch immer die leuchtende Sonne wieder und den kühlenden Thau.

Ach, wir finden so vieles nicht mehr, was war!

Warum kennt ihr allein keinen Wechsel, holde, zarte Wesen, Kinder der Erde und des Lichts? Warum habt ihr nur einen Frühling und keinen Winter?

Wohl schüttelt der Schnee auch seine kalten Flocken in die frischen Blüten und in den warmen Busen des Veilchens, das zu früh hervorging zum Feste des Mais, und manches Leben kann auch bei euch nicht aus der Knospe brechen, und seine Windeln werden sein Grabgewand. Aber was von euch

zum schönen Daseyn gedeiht, hat dieses Seyn doch ganz und unverkümmert.

Warum zitterst du so auf in erhöhter Farbe, kleine Viole? Ist es der Hauch der ersten Liebe, der dich berührt. Deine Blätter werden fallen, wenn die Frucht kommt. Glückliches Geschlecht! Deine Liebe ist Tod und dein Tod ist Liebe!

Wir haben nur einen Tod der Lebensmüde und einen Tod des schmachvollen Verhängnisses.

Das Gärtchen.

Warum steht das Gärtchen so verwildert an der einsamen ländlichen Wohnung? Das Unkraut wuchert über die Beete weg, und nur hier und da drängt sich noch eine Blume zwischen den ungebetenen Pflanzen hervor, die, als kecke Fremdlinge, den heimathlichen Boden der Nelke und der Hyacynthe in Besitz genommen haben. Traurig blickt die Rose über den Zaun, und scheint den Wanderer zu bitten, daß er sie gegen die unbescheidenen Liebkosungen des umrankenden Geisblatts schützen möge. Ach, im wilden, üppigen Drängen geht alles Schöne unter, was die Hand des Menschen sinnvoll ordnete und mit Liebe pflegte!

Auch die kleine, friedliche Hütte steht verlassen; Nesseln wachsen am Eingang, und nur die treue Schwalbe wohnt noch unter dem gastlichen Dache.

Die Bewohner irren in der Fremde, und suchen in einer wilden Steppe ihre dürftige Nahrung. Schwermüthig blicken sie nach der Gegend, wo ihr Geburtsland liegt, wo die Hoffnungen ihres Lebens blühten, und das Gefühl der Fremde durchschauert sie mit Grabeskälte. Aber itzt steigt der Stern der Liebe herauf, den sie schon kannten in ihrer Heimath. Freundliche Hoffnung schwebt nieder auf seinem Strahle, und das gebeugte Gemüth erhebt sich in der Zuversicht, daß nicht alles wandelbar sey.

Eine alte Fabel.

Zur Eule sprach Frau Nachtigall:
Die Leute schreien überall,
Du steckteſt tiefer Weisheit voll,
Faſt wie der Rabe des Apoll;
Drum lauſcht' ich dir mit frohem Muth,
Die Weisheit iſt ja jedem gut.
Doch, nimms nicht übel, Nachbarin,
Ich rede ſo nach ſchlichtem Sinn,
Von deinen Tönen leicht und ſchwer
Dünkt mich ein jeder hohl und leer,
Und was du krächzeſt immerdar,
Nie iſt davon die Deutung klar.

Die Eule ſprach: Du dummes Vieh,
Das iſt Ton der Akademie!
Ha! könnte man mich erſt verſtehn,
Um meine Weisheit wärs geſchehn.

Der Künstler.

Ein Künstler trug mit frohem Sinn
Sein neustes Werk zum Salon hin,
Und dachte: Nun, des Ruhmes Zoll
Entgeht mir diesmal schwerlich wohl;
Denn auf die Leinwand schrieb ich ja,
Was ich in meinem Innern sah,
Nicht, wie's in dieser Alltagswelt
Erbärmlich sich vor Augen stellt.

Die Kenner kamen groß und klein,
Und nahmen keck in Augenschein,
Was auf der Leinwand sich erhob;
Doch unserm Künstler ward kein Lob.
Seht, rief man, dieses Bild! Fürwahr,
Es ist ja wie der Tag so klar,
Nichts genialisch angedeut,

Die Farbe hell, als wie von heut,
Wo bliebe da der schöne Wahn?
Es reget das Gemüth nicht an!
Der Künstler trägt sein Bild nach Haus,
Und pinselt alle Formen aus,
Daß kaum ein Menschenangesicht
Noch auf der Leinwand kenntlich ist.
Dann stellt er's wieder in den Saal,
Die Kenner kommen allzumahl,
Stehn sprachlos vor dem Meisterstück,
Und saugens ein mit Brill und Blick.
Beim Teut! ruft aus der ganze Chor,
Das bringt nicht jeder Tag hervor!
In dieser schönen Dunkelheit
Wird einem das Gemüth so weit!
Wie ungenirt, wie kühn und frei,
So was ergreift die Phantasei.
Soll was vor'm innern Auge stehn,
So muß das äußre gar nichts sehn.

Die Menschenopferer.

Als Cortes nach den Anden zog,
Ein Volk von Wilden zu bekehren,
Und wenn es dann die Kniee gläubig bog,
Sammt seiner Haab' es aufzuzehren,
Um ihn den Himmel früher zu bescheren:
Gerieth einst eine kleine Schaar
Von seinem Heer zu einem Opferfeste;
Die Wilden tanzten um den Blutaltar,
Bis ein Gefangener geschlachtet war;
Entsetzen faßt die ungebetnen Gäste;
Ihr Führer ruft mit hochgesträubtem Haar:
Ha! diese Unholde verachten
Natur und Menschlichkeit, und bringen gar
Den falschen Göttern Menschenopfer dar:
Auf! laßt uns sie dem Zorn des wahren Gottes
schlachten!

Der Bär.

Einst kam ein Bär von einem Honigschmause,
Den ihm der Brüder einer gab,
Zurück in seine Felsenklause,
Und legte sich aufs Fell: da fiel ein Stein herab,
Und traf ihn unsanft auf die Ohren.
Maz fährt empor. — Ha, Tod sey dir geschworen,
Der du mir diesen Spuk gethan,
Ruft er, und steigt den Fels hinan;
Doch alle Mühe ist verlohren:
Er trifft nicht eine Spur vom Thäter an.
Verdammter Fels, du hast es selbst gethan,
Fährt er mit Brummen fort, und schlägt mit seinen Tatzen
Den Fels, doch der fühlt nichts davon.
Weh, schreit der Bär, und fängt sich an zu kratzen,

Izt hab ich noch den Schmerz zum Hohn.
Wer hieß mich aber auch den harten Klumpen
schlagen!
Man soll sich nie an einen Stärkern wagen.

Der Hänfling und die Schnecke.

Ein Hänfling sah einst eine Schnecke,
Die auf dem Wipfel eines Baumes saß,
Und die zurückgelegte Strecke,
Sich blähend, mit den kleinen Augen maß;
Der Hänfling fragte: sag mir doch,
Wie kamst du da hinauf? — „Ich kroch.“

Der junge Held.

Ein Sohn des wackern Seladin,
Dem Schwerdt und Lanze Spielwerk waren,
Bat einst den Vater: laß mich ziehn
Mit deinen sieggewohnten Schaaren,
Und löschen meinen Thatendrang;
Es tobt in meiner Brust ein Feuer,
Und nagt an meinem Leben, wie ein Geyer,
Und zehrt mich auf bei längerm Müssiggang:
Darum vergönn', um was ich dich beschwöre!
Der Vater nimmt den Jüngling bei der Hand:
O besser, daß das Feuer dich verzehre,
Als steckest du damit die Welt in Brand.

Der Wolf und die Gans.

Hoch auf des Kapitoles Spitze
Saß eine Gans, und rief voll Unmuths aus: fürwahr,
Der Mensch ist ungerecht! des Feindes wilde Schaar
Trieb unser Muth von diesem Göttersitze;
Itzt sieht man uns nur mit Verachtung an.
Dies hört ein Wolf, der auf der Lauer
Im Dickigt lag, und sagt: wir haben mehr gethan,
Wir retteten und säugten Roms Erbauer,
Doch dichtet uns der Mensch in stolzem Wahn
Die Grausamkeit, die ihn entehret, an.
Schon will die Gans ihm Beifall rufen,
Da fliegt ein Adler auf sie zu.
Sie birgt sich schreiend hinter Marmorstufen;
Der Wolf ersieht im gleichen Nu
Ein Lämmchen, und mit wuterfülltem Blicke
Erhascht er es, und bricht ihm das Genicke.

Die Schatten.

Es langten in derselben Stunde
Sechs Abgeschiedne vor dem Himmelspförtchen an;
Sankt Peter kommt mit seinem Schlüsselbunde:
„Sprecht, welchem Glauben seyd ihr zugethan?“
Der erste sagt: Ich bin ein Muselmann.

St. Peter.

Herein, mein Lieber! dort zur Linken
Kannst du Sorbet mit dem Propheten trinken.

Der Zweite.

Ich bin ein Jude.

St. Peter.

Auch willkommen hier!
Zur Rechten dort ist Abrahams Quartier. —
Und du, der du so finstre Blicke
Auf den Hebräer wirfst?

Der Dritte.

Ich bin ein Christ
Nach Luthers Lehre.

St. Peter.

Wenn du's ohne Tücke,
Mit reinem Sinn und Wandel bist,
So geh nach jenem Tempel, wo die Deinen
Um ihren Lehrer sich vereinen.

Der Vierte.

Ein Quäker, Freund!

St. Peter.

Auch gut!
Hier geht man mit und ohne Hut.
Dort, wo im Hain die kleinen Hütten rauchen,
Kannst du mit Penn dein Pfeifchen schmauchen.

Der Fünfte.

Ich bin, Dank sey es dem Geschick!
Ein guter, treuer Katholik!
Doch wunderts mich, hier Jud und Türk zu sehen!

St. Peter.

Du magst zu deines Gleichen gehen:
In jener Kirche singen sie —
Bei uns gilt jede Psalmodie.

Doch hier ist ja der Pilgrimme noch einer!
Von welcher Kirche?

Der Sechste.

Ich? von keiner.

St. Peter.

Von keiner? Wie, du hättest nichts geglaubt?

Der Sechste.

Ich glaubte, was der Tod dem Menschen raubt,
Sey nur sein schlechtrer Theil, daß ihm der beßre bleibe,
Und Gott kein Spiel mit Menschen treibe.

St. Peter.

Von keiner Kirche? Nun wohlan,
Dein Plätzchen ist bei jedem Biedermann.

Diogenes und sein Nachahmer.

O folgten doch die Menschen dir,
Freund Diogen! Ich lobe mir
Das Philosophenleben in der Tonne:
Steht uns nur niemand in der Sonne.
Der Bettler ist der reichste Mann,
Wenn er, wie du, entbehren kann.
Nur du allein gehst auf der rechten Bahn.
So sprach zum Diogen, der eben
Vor seinem Schneckenhäuschen saß,
Und wohlgemuth Holzäpfel aß,
Wie's Weisen ziemt, die für das Weltall leben,
Nicht sä'n, und keinen Zehnten geben,
Ein Stutzer, der, weil er sonst nichts besaß,
Sich kürzlich der Philosophie ergeben.
Mein Freund, entgegnet Diogen,
Du scheinst das Ding noch nicht recht zu verstehn,
Wenn die Athener sich in Tonnen steckten,

Und so, wie ich, mit Lumpen deckten,
So sollte man mich bald bei Hofe sehn,
Und buntgewirkte Kleider tragen.
Ein Philosoph, das laß dir sagen,
Muß nie auf der gemeinen Straße gehn.

Die Zwiebelsuppe.

Ein armes Bäuerlein, dem die
Natur, die auch Philosophie,
Zwar nicht nach Kant und Fichte, lehret,
Ein Stückchen Hausphilosophie
Vom Nachlaß Epictets bescheret,
Fuhr einst mit Zwiebeln nach der Stadt,
Und kürzte sich die kleine Reise
Mit einem Lied nach alter Weise.
Doch ach, wer einmahl Unglück hat,
Dem hängt es immer auf dem Rücken,
Und nur dem Thoren folgts auf Krücken,
Wie mancher Geck den Musen nach.
Der Karren kommt durch einen Bach,
Das Unglück setzt sich drauf und krach!
Da schwimmt er hin, und um ihn her
Die Zwiebeln, wie im Aethermeer
Die Sterne unzählbar sich drehen.

Das Bäuerlein bleibt ruhig stehen,
Und ruft mit heiterm Angesicht:
Nein, all mein Tage hab ich nicht
Solch eine Zwiebelsupp' gesehen!

Epigramme und Scherzgedichte.

An Ceres.

Nimm, o Ceres, den Kranz von falben Aehren gewunden,
Welchen dir Hylas weiht, heiliger Sitte getreu.
Sey, o Göttin, auch ferner ihm hold, wenn er wieder der Furche
Goldenen Saamen vertraut, wie du die Väter gelehrt.
Hoffend pflanzet der Mensch, und hoffend schaut er zum Himmel,
Aber fröhliches Blühn müssen die Götter verleihn.

Neueste ästhetische Urtheile.

1.

All das hellenische Volk — es waren erbärmliche Wichte,
Ich, Ich sag' es, und Ich hab' es auch jetzo gesagt.

2.

Kunst auch übten die Griechen, doch ihre gepriesenen Götter
Waren Marmor! als Gips hab' ich sie selber gesehn.

3.

Eins doch lob ich an Schiller, an dem sonst wenig zu loben,
Daß er in Stammbuchnoth kleine Gedanken uns borgt.

Correggio's Magdalene in der Wüste.

Dreimal Selige, die willig duldet,
Zwischen Felsen öd' und graus!
Was die alte Liebe einst verschuldet
Söhnt die neue Liebe wieder aus.

Die späte Ehe.

Der alte Harpax führt ein junges Weib nach Haus,
Die Strafe kommt oft spät, doch niemals bleibt sie
aus.

Nach Prior.

Morill, der von der Schreibsucht nie genaß,
Starb an den Krebsen unsrer Büchermessen.
Gott mög' auch dort die Sünden ihm vergessen,
Wie man sie christlich hier vergaß.

Grabschrift.

Zwei Menschen liegen hier, die Wunder unsrer Zeit,
Und würdig der Unsterblichkeit.
Der Eine starb in Dürftigkeit als Richter,
Der Andere reich als Dichter.

Chloe.

Jucunde ist's, für die Damöt izt glimmt,
Mir konnt' er treulos seine Schwüre brechen!
O Cypripor, um mich zu rächen,
Mach, daß er sie zum Weibe nimmt.

Die Leyer.

Ehmals war ich ein grünend Holz im Walde,
Liebend sangen auf meinen Zweigen Vögel.
Treulich tön' ich itzt wieder, was ich hörte.

Nach Gobet.

Dies ist Avar, ein Mann von göttlichem Genie,
In Knauserei, wie Keiner noch, erfahren;
Um etwas Dinte zu ersparen,
Macht er kein Tüpfelchen aufs i.

Der Diebstahl.

Ich bin bestohlen! — „Ich beklage dich.“
Mein Manuscript! — „Ach, Dieb, du dauerst mich.“

Nach Owen.

Menschen, ihr tadelt das Glück mit Unrecht, denn es ist weise.
Reichen gesellet es Furcht, Hoffnung dem Dürftigen zu.

Guter Rath.

Wer schon geliebt, der liebe wieder,
Wer nie geliebt, der liebe heute schon,
Denn Chronos kommt, und nimmt auf sein Gefieder
Den Liebesgott, und eilt mit ihm davon.

An Naiden.

Heurathen soll ich dich, Naide,
Sprich, bist du denn schon meiner Liebe müde?

Unser Prediger.

Wenn ich am Sterben bin, soll er mein Tröster seyn,
Denn wer ihn hört, der schläft gar ruhig ein.

Grabschrift.

Mein Emil schlummert hier, es gab
Das Schicksal ihm zur Wiege dieses Grab.

An einen Amtmann und Dichter.

Den Meister hat Apoll in dir gefunden,
In einem Stück thust du's ihm weit zuvor:
Der Dichtergott hat einen nur geschunden,
Du zogst schon Hunderten die Felle übers Ohr.

Der Mensch und die Menschen.

Timon.

Die Menschen sind der Erde schlimmste Brut,
So waren sie schon vor dreitausend Jahren,
So sind sie noch, du hast es auch erfahren.

J. J. Roussau.

Die Menschen taugen nichts, allein der Mensch ist gut.

Die Thränen.

Nimmer ertrüge der Mensch den Schmerz,
und nimmer die Freude,
Hätte nicht beiden ein Gott freundlich die Thräne gesellt.

Bav.

Ein Wolf im Schafpelz wäre Bav?
Nein, er ist durch und durch ein wahres Schaf.

An eine Sängerin.

Dein Lied erweckt uns süße Liebespein,
Doch schläfert sie gar bald dein Antlitz wieder ein.

An *.

Undeutsch ist dein Geschreib, mein Lieber? schreib Latein,
Gleich wirst du anerkannt als ächter Deutscher seyn.

Denkspruch.

Nichts Großes kommt aus bloßem Sturm und Drang:
Zum Himmel fliegt man nicht mit nachgemachten Schwingen;
Wems nicht sein Genius schon bei der Wiege sang,
Der wird es höchstens nur zum Abentheurer bringen.

Was ist die Liebe.

An Chloen.

Sie ist ein Kind, und doch mein Meister,
Beugt Könige und Hirten unter sich,
Gleicht dir an Bildung, fühlt wie ich,
Und ist vielleicht nur etwas dreister.

Melamp.

Melamp ist klein an Witz und Muth,
Sein Körperchen gleicht einer Gurke;
Ein wahrer Mann aus Lilliput,
Und klein ist alles, was er thut,
Nur ist er, ach! ein großer Schurke.

An Strephon.

Daß Chloe dir verliebte Blicke giebt,
Dies macht mir wahrlich keine trübe Stunde;
Ich bin gewiß, daß sie — nach ihrem Hunde —
Mich doch am meisten liebt.

An einen Künstler.

Du lerntest, Freund! aus weichem Thon,
Dem Töpfer gleich, Gestalten kneten.
Leicht ist das Rad der Kunst zu treten;
Doch, willst du mehr als Zeitungslohn,
So mußt du dich zum Himmel wagen:
Nur Himmelsgluth beseelt den Erdenstaub!
Und hast du Muth zu solchem Raub?
Und kannst du Feu'r in bloßen Händen tragen?

An Lyda.

Du fürchtest, Amor möchte dir entschwinden,
Weil Zeus ihm Fittige verlieh?
O lerne von den Grazien ihn binden,
Denn diese Kunst verstehen sie.

Eine Hand wäscht die andre.

Crispin, der Arzt, kam beim Cocytus an,
Und rief den Alten mit dem Kahn:
He, zaudre nicht, hinüber mich zu fahren,
Ich zahle gern für ihrer zwei.
Das Geld, versetzt der Fährmann, könnt ihr sparen,
Denn unsre Freunde sind hier frei.

Crebillon und sein Freund.

Der Freund.

Ich seh dich selten, oder nie,
Daß nicht ein Schwarm von Hunden mit dir renne:
Das ist wohl so ein Stückchen vom Genie?

Crebillon.

Das ist, mein Freund! weil ich die Menschen
kenne.

Der Unterschied.

Ein Freund des Weins verließ mit schwerem Kopf
Die Schenke, um nach Hause sich zu tragen;
Doch geht er kaum zwei Schritte, so versagen
Die Füße ihm den Dienst — da liegt der volle Topf!
Sein treuer Nachbar sieht ihn sinken,
Und eilt, dem Armen beizustehn:
He, Maz, du kannst ja nicht mehr stehn,
Du thatest unrecht, so zu trinken!
Nein, lallte Maz, ich that nur unrecht, wegzugehn.

Der unglückliche Liebhaber.

Dreimahl verliebt ich mich in meinem Leben,
Doch hat die Liebe mir nur Gram
Statt des gehofften Glücks gegeben!
Die erste der Geliebten nahm
Ein Kloster mir, dem sie die Habsucht weihte;
Der Knochenmann nahm mir die zweite;
Dit dritte, und dies macht so früh mich grau!
Nahm mir die Ehe, — sie ist meine Frau.

Grabschrift der 300 Spartaner.

Tod oder Freiheit suchten wir,
Und fanden beides hier.

Auf einen tragischen Schauspieler.

Du Held im Trauerspiel entlockst uns immer Thrä-
nen,
Wir mögen über dich nun lachen oder gähnen.

An einen Künstler.

Ist es die Stimme deines Genius,
Die dich, im leichten Schifflein deutscher Kunst
Das Meer des Lebens zu befahren, treibt,
So fasse Muth, und folg' ihm als ein Mann.
Doch wehe, Freund! wenn du vor Stürmen bangst!
Und wenn du gar um niedrigen Gewinn
Den stillen Frieden deiner Tage wagst.
Was du erwirbst, lohnt schwerlich der Gefahr.
Dem Künstler ist es, wie dem Schöpfer, nur
Um seine Welt zu thun; und schlägt ein Gott
Mit Blindheit ihn, und lähmt ihm seinen Arm,
Den Fittig seines Geistes lähmt er nicht.
Am Fels, gekettet durch das Schicksal, liegt
Prometheus, aber immer noch er selbst.
Er weiß, die Glut wird nicht mehr untergehn,
Die er zur Erde vom Olymp gebracht.
Mag auch der Donner rollen über ihm —
Ihn kann er treffen, doch sein Werk wird stehn.

Der schlafende Amor.

Wer schlummert hier, an diesen Rosenhecken?
Ein holder Knabe, voll und rund,
Ein Lächeln schwebt um seinen Purpurmund —
Ich möcht ihn wohl mit dieser Knospe wecken.

O Mädchen, Amor ists, der Lose!
Siehst du die goldnen Pfeile nicht
Da neben ihm, scharf, wie der Dorn der Rose?
O flieh ihn weit, den kleinen Bösewicht,
Denn, störest du in seiner Ruhe ihn,
So ist zugleich auch deine Ruh dahin.

An Arist.

Man muß gestehen, Freund Arist,
Daß alles trefflich bei dir ist!
Geschmack und Pracht, wohin das Auge blicket,
Und reiche Kunst, die Herz und Sinn entzücket:
Kurz, Freund Arist, man findet hier
Nichts ganz Gemeines — außer dir.

Aehnlichkeit.

Wahrlich, es gleichen sich Cypripor und die summenden Bienen,
Beide verwunden sie, und freun sich am tönenden Erz.

An Trulla.

Statt Pallas Schild dient dir dein Angesicht,
Wer dich erblickt, dem wird das Herz zu Stein.

Hundstreue.

Bellend empfang ich den nächtlichen Dieb, doch still den Geliebten,
Und so gefall ich dem Herrn, und so gefall ich der Frau.

An einen Mahler.

Cypria mahlest du, Freund, wie sie den Wellen entschwebet?
Treffender bildest du sie, steigend aus schäumendem Most.

Friedrich II.

Warum aus Hunderten nur er die Dichter ehrt?
Nur er thut Thaten ihrer Lieder werth.

Die Exegeten.

Man stritt sich einst, ob des Propheten Thier
Auch in der That gesprochen habe?
Hm, sagte Hinz, der Exeget, kein Knabe
Aus unsrer Schule würde hier
Ein sogenanntes Wunder sehen;
Dergleichen Dinge, glaubt es mir,
Sind nicht buchstäblich zu verstehen;
Gott selber kann nicht die Natur verdrehen.

Komm mir nicht mit dem alten Kram
Der starken Geister angestochen,
Rief Steffen, der das Wort izt nahm,
Die Eselin des Bileam,
Ich schwörs bei Siegelbuch und Lamm,
Hat so wie ich mit dir gesprochen.

Grabschrift Friedrichs II.

Der Brenne Friedrich schlummert hier!
Noch mehr zu sagen,
O Wandrer, wäre Sünde mir,
Und dir — noch mehr zu fragen.

Cato.

Als den Römertod Cato starb, da sprach er; dies Eisen
Konnte mein Vaterland nicht retten; so rett es denn mich!

An einen Freund.

Wenn die Früchte des Gartens dir genügen,
Und ein Becher mit ungemischtem Weine,
Und sokratischer Scherz, so sey mein Gast heut.
Ohne Nester von Cochin-China's Klippen,
Ohne Trauben vom Kap sind wir zufrieden!
Die Gesundheit bedient uns freundlich lächelnd,
Und die Freude bestreut den Tisch mit Blumen.

An die alten Bataver.

Was ihr besitzt, verdankt ihr eurem Muth,
Und eurem unverdroßnen Streben;
Es ward euch nichts umsonst gegeben,
Die Erde nur für Schweiß, die Freiheit nur für Blut.

Bav.

Stolz auf sein episches Gedicht
Rief Bav bei einem fetten Abendessen:
So mancher Name lebt durch wen'ge Messen,
Den Meinigen vergißt die Nachwelt nicht.
Sein Nachbar sieht ihn lachend an, und spricht:
Was man nicht weiß, vergißt man freilich nicht.

Letzter Wille eines Zechers.

Vor allen Dingen fordre ich,
Daß man mir keinen Grabstein setze;
Jedoch ins Trockne leget mich,
Damit kein Thau und Regen mich benetze.

Der Apfel des Paris.

An Lyda.

Er war einst Aphroditens Ehre,
Izt reich ich dir ihn billig dar!
Ich bin gerecht, wie Paris war,
Sey du erkenntlich wie Cythere.

Dichterloos.

Als Phöbus einst die Hand nach Daphnen streckte,
Erhascht er einen Lorbeer blos;
Dies war auch oft der Dichter Loos,
Die Cypripor gleich dem Apollo neckte:
Der Lorbeerkranz war ihr Gewinn,
Die Schöne nahm ein andrer hin.

Amor und der Winzer.

Hylas kelterte Wein; ihn sah der geflügelte Knabe,
Welcher der Götter nicht schont, und sich an Thränen erfreut.
Gleich dem Schmetterling flattert er rings um den duftenden Bottich,
Mit dem lieblichen Saft goldener Beeren gefüllt,
Trachtend, wie er das Herz des Jünglings am sichersten treffe;
Aber mit ruhigem Blick sieht ihn der Winzer, und spricht:
Komm nur, ich fasse dich stracks, wie eine Fliege beim Fittich,
Und dann sollst du mir hier schwimmen im gährenden Most.

Guter Rath.

Daß deine Werke dich ganz sicher überleben,
So laß nach deinem Tod sie erst zum Drucke geben.

Der Satyriker.

Vertraue mir die goldne Zither an!
In ihre Saiten sing ich dann
Der großen Männer kleinste Blößen.
So ruft zum Phöbus Leyermann.
Vertraue sie ihm ja nicht an,
O Gott, sonst mußt du sie beim Juden lösen.

Erzählungen.

Roger und Marie.

Herr Heinrich von Valence befehdete seit zehn Jahren unaufhörlich den Grafen Bernhard von Beaucaire. Er drang mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Städte des Grafen, tödtete seine Mannschaft, und verheerte sein Land. Graf Bernhard war alt und schwach, er vermochte keinen Widerstand zu leisten. Aber er hatte einen Sohn, Roger mit Nahmen, der den Kampf mit Ehren bestehen konnte, wenn er wollte. Roger war jung und wohlgewachsen, dabei von wunderbarer Schönheit, allein die Liebe hatte sein ganzes Gemüth dergestalt eingenommen, daß er immer nur an seine Freundin dachte, und von allem Ritterwesen nichts hören mochte.

Oft sagten sein Vater und seine Mutter zu ihm: Sohn, nimm ein Streitroß und Waffen, und leiste unsern Schaaren Beistand. Sobald sie dich an ihrer Spitze sehen, werden sie mit freudigem Muthe ihre Mauern vertheidigen und ihre Güter und ihr Leben.

Mein Vater, versetzte Roger, ihr wißt ja meinen Entschluß. Möge mir der liebe Gott alles verweigern, um was ich ihn je bitten werde, wenn ich mich mit einem Schwerdt umgürte, oder ein Roß besteige, und mich in ein Gefecht oder Waffenspiel mische, bevor ihr mir Marien bewilligt habt, Marien, meine süße Freundin, die ich so unaussprechlich liebe.

Theurer Sohn, erwiederte der Vater, dein Wunsch mag nie erfüllt werden. Dieses Mädchen schickt sich nicht für dich. Der Vicomte von Beaucaire, mein Vasall, welcher sie als Kind von den Saracenen kaufte und taufen ließ, wird sie schon an einen braven Mann verheyrathen, der sie mit seiner Hände Arbeit ernähren kann. Wenn du eine Frau haben willst, so kann ich dir eine geben aus dem Geblüt der Konige oder Grafen. Sieh dich um in ganz Frankreich, und wähle. Es ist kein Herr

so groß, daß er sich nicht geehrt halten sollte, durch deine Werbung um seine Tochter.

Ach, mein Vater, antwortete Roger, es giebt keine Grafschaft und kein Königreich, welches nicht glücklich wäre, durch Marien beherrscht zu werden.

Der Vater war lange hartnäckig, und auch die Mutter vereinigte oft die Bitten und Drohungen mit denen ihres Gatten. Roger hatte aber auf alles immer dieselbe Antwort. Meine Marie, sagte er, ist so sanft, ihre Schönheit und ihre Anmuth haben mein Herz besiegt, und wenn ich leben soll, so kann ich's nur durch sie.

Als der Graf Bernhard sah, daß es unmöglich wäre, das Herz seines Sohnes von Marien abzuwenden, gieng er zu dem Vicomte, seinem Vasallen, und beklagte sich über das Mädchen, und bestand darauf, daß er sie fortjagen sollte. Der Vicomte fürchtete den Zorn des Grafen, und versprach, sie auf ein entferntes Gut zu schicken, wo niemand mehr von ihr reden hören sollte. Dies war aber keineswegs seine wahre Gesinnung, denn er liebte das Mädchen, und fand es grausam, eine Unschuldige zu strafen. Darum — anstatt sie zu verbannen, wollte er sie vor aller Augen verbergen.

In dem Giebel seines Schlosses war eine einsame Kammer, welche durch ein einziges kleines Fenster nach dem Garten sparsames Licht erhielt. Dahin verschloß er Marien, jedoch ließ er es ihr an nichts gebrechen, und versorgte sie reichlich mit allen Nothwendigkeiten. Eine alte Dienerin wurde ihr zur Aufsicht gegeben, und mußte dafür stehen, daß das Geheimniß nicht kund werde.

Marie hatte schöne blonde Haare, die in natürlichen Locken über ihre Schultern fielen, ein blaues huldvolles Auge, ein schönes, frommes Gesicht, und einen gar schlanken Wuchs. Ihre Farbe war frisch, wie die Rose im Morgenthau, und der schneeweiße Busen schwoll in jugendlicher Fülle unter dem Gewand auf.

Die arme Waise gieng traurig an das Fensterchen ihres Gefängnisses. Sie schaute in den Garten, wo die Blumen sich des Frühlings erfreuten, und die Vögel ihre Liebe sangen Ach! rief sie aus, wie hart ist es, eingesperrt zu seyn, und hinaus in die Freiheit zu sehen. Roger, theurer Roger, das geschieht, weil ich dich liebe, und weil du mich liebst. Aber mögen sie mich auch quälen, mein

Herz mögen sie nicht ändern, und ich werde nicht aufhören, an dich zu denken.

Als Marie in Beaucaire verschwunden war, entstand mancherley Gerede. Einige behaupteten, sie sey entflohen; andere, der Graf habe sie tödten lassen. Roger war darüber sehr traurig. Er ging zu dem Vicomte, und forderte von ihm seine Geliebte. Ich habe mein Kostbarstes auf der Welt verloren, sagte er, und durch Euch bin ich dessen beraubt worden. Wenn ich sterbe, so habt ihr es zu verantworten, denn wer mir das Leben meines Lebens nimmt, der giebt mir den Tod.

Der Vilomte wollte ihn über seine Liebe beschämen, und sagte: Es zieme dem Sohne des Grafen von Beaucaire nicht, eine unbekannte Sklavin zu freien, und sein Lager mit ihr zu theilen. Außerdem, setzte er hinzu, gedenkt der Pflichten gegen Euren Vater. Von ihm erhielt ich den Befehl, die Fremde zu entfernen. Entsagt einer jugendlichen Liebe, die Euch nur Reue bringen kann, und stört nicht den Frieden zwischen Euch und Euern Eltern. Euer Vater ist streng, Marie und ich könnten zuletzt das traurige Opfer eurer Neigung werden.

Mit finstrer Gebehrde entfernte sich Roger, und auch der Vicomte war nicht wenig niedergeschlagen.

Nachdem Roger auf das Schloß zurückgekommen war, eilte er auf seine Kammer, und überließ sich ganz seinem ungestümen Schmerz. Marie, rief er, du Gute, Schöne, Sanfte! Du, mit dem holden Lächeln und mit der süßen Rede, meine Freundin, meine Schwester, mein Alles! Mein Leben ist nur in deinem Leben, ich muß sterben, wenn ich dich nicht wiedersehe.

So überwältigte ihn ganz der Schmerz, und Niemand vermocht' es, ihm einigen Trost zu geben.

Während er sich abhärmte um seine verlorne Marie, zog der Herr von Valence vor das Schloß von Beaucaire, um es mit Sturm zu nehmen, und so den Krieg zu endigen. Die Ritter und Lanzenknechte in der Stadt griffen schnell zu den Waffen, und begaben sich an die Thore und auf die Mauern zur Vertheidigung. Auch die Bürger eilten auf die Zinnen mit mancherlei Wehr, und schleuderten Wurfspieße und spitzige Pfähle und Steine auf die Belagerer. Alle zeigten großen Muth, aber es mangelte ihnen ein Anführer.

Der Graf Bernhard stürmte außer sich auf die

Kammer seines Sohnes. Feiger, der du bist! was machst du hier? Der Feind ist daran, unser Schloß zu nehmen, willst du ein Bettler werden? ... Sohn, theurer Sohn, ermanne dich! Zu Pferd! zu Pferd! Vertheidige dein Erbe, deinen Namen, sammle deine Vasallen um dich her. Hättest du auch nicht den Muth, unter ihnen zu kämpfen, so würde doch deine Gegenwart hinreichen, sie zu beseelen, und den Sieg auf unsre Seite zu bringen.

Mein Vater, erwiederte Roger, ich habe bei Gott geschworen, kein Schwerdt zu ziehen, bevor ihr mir nicht meine süße, holde Marie bewilligt.

Lieber will ich alles verlieren, rief der Graf entrüstet, und entfernte sich.

Roger eilte ihm nach, und bat ihn, sein letztes Wort zu hören. Ich will die Waffen ergreifen, sagte er, und kämpfen gegen unsre Feinde, aber nur unter einer Bedingung: Läßt mich Gott gesund und als Sieger zurückkehren, so will ich nur einmahl noch meine holde Marie sehen, die ich so sehr liebe, ich will ihr nur noch zwei Worte sagen, und einen Kuß geben. Dies versprecht mir, mein Vater, und ich folge Euch. Du hast mein Wort, versetzte der Graf Bernhard. Sogleich ließ sich Roger ein Pan-

zerhemd bringen, und die nöthigen Waffen. Man führte ihm ein feuriges junges Roß vor, welches er bestieg, und so, die Lanze in der Hand und den Helm auf dem Haupte, eilte er an eins der vom Feinde bedrängten Thore, und ließ es sich öffnen.

Aber seine Gedanken waren nicht bei dem Feinde, welchem er entgegen zog, sondern bei der Freundin die er so sehr liebte. Die Wonne des Wiedersehens erfüllte ihn so ganz, daß er weder sah noch hörte, was außer ihm vorging, und sein Roß unwillkührlich spornte. Dieses jagte dahin, und trug ihn in einem Augenblicke mitten in einen feindlichen Haufen. Jetzt erst erwachte Roger aus seinen Träumen, als er sich von allen Seiten umwickelt sah, als er das Geschrei vernahm, das ist der junge Beaucaire! — als Schild und Lanze ihm entrissen wurden. Er wendete schnell sein Pferd, um sich frei zu machen, riß sein Schwerdt aus der Scheide, und schlug so gewaltig rechts und links, daß allenthalben Köpfe und Hände flogen, und dem Hauer gleich, den die Kuppel im Forste umzingelt, öffnete er sich eine blutige Bahn. Zehn Ritter lagen todt da, und sieben verwundet. Die übrigen wichen bestürzt zurück,

und Roger sprengte durch ihre getrennte Reihe nach der Stadt zurück.

Der Herr von Valence hatte das Geschrei vernommen, welches die Gefangenschaft seines Feindes ankündigte, und jagte herbei, um sich dieser kostbaren Beute zu versichern. Roger erkannte ihn an seiner Rüstung, drang auf ihn ein, und traf ihn mit seinem Schwerdt so gewaltig auf das Haupt, daß er zu Boden stürzte. Mit Blitzesschnelligkeit faßte er ihn an dem Band des Eisenhuts, und zog ihn mit sich nach der Stadt, wo er ihn vor seinen Vater brachte.

Mein Vater, sagte Roger, hier ist der Mann, der Euch seit zehn Jahren so viel Uebels zufügte.

Mein theurer Sohn! rief Graf Bernhard außer sich vor Freude. So muß man in deinem Alter von sich reden machen. Thaten zieren dem Jüngling, nicht närrische Liebelei.

Mein Vater, antwortete Roger, ich habe mein Wort gehalten, und an Euch ist es nun, das eurige zu erfüllen.

Von was sprichst du, mein Kind?

Von eurer Zusage, als ich zum Kampfe auszog. Ihr verspracht mir, daß ich Marien noch einmal

sehen sollte, meine holde Freundin, die ich so sehr liebe. Wenn auch Ihr Euch dessen nicht mehr erinnert, so hab' ich es wenigstens nicht vergessen.

Ich will des Todes seyn auf der Stelle, wenn ich etwas davon weiß. Wahrlich, hätt' ich die Dirne hier, sie sollte mit dem Feuer ihre schändlichen Künste büßen.

Mein Vater, ist dies euer letztes Wort?

Ja, ja, bei Gott und meinem Schwerdt, das ist's!

Es thut mir leid, daß ein Mann von euerm Alter sich der Lüge ergiebt. — Mit diesen Worten wendete sich Roger zu dem Herrn von Valence, und sagte:

Seyd ihr nicht mein Gefangner?

Ich bin es.

Gebt mir also eure Hand!

Hier ist sie.

Schwört mir nun, meinem Vater künftig so viel Unheils zuzufügen, als in Euern Kräften stehen wird.

Herr Roger, ich bin Euer Gefangner, und ihr könnt so viel zur Lösung verlangen, als Euch gut dünkt. Fordert demnach an Silber, Streitrossen,

Hunden, Vögeln, Pelzwerk und Waffen, als Euch gelüstet, ich muß es geben, nur hört auf, meiner zu spotten.

Keine Widerrede, versetzte Roger fast wüthend; thut, wie ich sage, oder ihr seht das Licht des Tages zum letztenmahl.

Der Gefangene gerieth in Furcht, und schwur, was von ihm gefordert wurde. Hierauf nahm ihn sein Sieger bei der Hand, und führte ihn vor das Thor der Stadt, wo er ihn in Freiheit setzte. Der Graf gab sogleich Befehl, seinen Sohn zu verhaften, und in das Gefängniß des Thurms zu sperren.

Marie befand sich noch immer auf ihrem Kämmerlein in strenger Gewahrsam. In einer Nacht, wo sie nicht schlafen konnte, sah sie den Mond am Himmel durch ihr kleines Fenster, und hörte im Garten die Nachtigall singen. Sie dachte an Roger, den sie so sehr liebte, und an seinen Vater, der sie verderben wollte. Die alte Hüterin lag in tiefem Schlaf. Marie hielt den Augenblick für günstig zur Flucht. Sie stand leise auf vom Lager, warf ihren seidnen Mantel um, knüpfte die beiden Bettücher zusammen, befestigte sie an das Fenster, und kam so glücklich in den Garten, und wandelte mit nak-

tem Fuß im Thau der Pflanzen und Blumen. Begünstigt vom Mondlicht öffnete sie die Gartenthüre, und gelangte, ohne es zu wissen, an den Thurm, wo ihr Geliebter gefangen saß.

Dieser Thurm war alt und voll Ritzen, aus welchen Gesträuch wuchs. Marie glaubte im Vorübergehen eine klagende Stimme zu vernehmen. Sie näherte sich dem Gemäuer, und legte ihr Ohr an eine Spalte; da hörte sie ihren Nahmen nennen, und erkannte Rogers Stimme. Nachdem sie seinem Schmerz eine Weile zugehorcht hatte, rief sie ihm zu:

Roger, süßer Geliebter, warum trauerst du und klagst umsonst? Dein Vater haßt mich, und die Deinigen hassen mich alle: wir können nicht miteinander leben. Adieu! ich gehe fort, weit, weit, bis übers Meer, wo mich Niemand haßt und Niemand liebt.

Mit diesen Worten schnitt sie eine ihrer schönen Locken ab, und steckte sie durch den Spalt in das Gefängniß. Roger empfing das Geschenk mit Entzücken, küßte es und barg es in seinen Busen.

Marie, rief er, süße, holde Freundin, du darfst mich nicht verlassen, wenn du nicht willst, daß ich sterben soll.

Die Wache des Thurms hörte die Unterredung, und wurde gerührt durch das Schicksal der Liebenden. Aber in diesem Augenblicke vernahm der Soldat auch die Fußtritte seiner Kameraden, welche die Runde machten. Das gute Kind soll nicht sterben, und der brave Roger auch nicht, sagte er bei sich. Damit aber die Herannahenden keinen Verdacht schöpfen möchten, sang er folgendes Lied:

Viele Seufzer muß ich hören
An der feuchten Kerkerwand,
Und die Liebe muß ich stören,
Welche sich erst wiederfand.

In der Nächte tiefem Schweigen
Naht der schreckliche Orkan,
Aber holde Sterne zeigen
Freundlich eine Rettungsbahn.

Marie errieth leicht den Sinn des Liedes. Guter Mann, mögest du immer auch Erbarmen finden, wid du es so edel ausübst. Alsbald hüllt sie sich in ihren Mantel, und verbirgt sich in eine Ecke des Thurms, im Schatten eines Pfeilers, so daß die Soldaten vorübergehen, ohne sie zu bemerken. Hierauf nimmt sie von ihren Freunde zärtlichen Abschied,

und geht auf die Stadtmauer zu, um einen Weg zur Flucht zu entdecken.

Sie kam an einen Graben, dessen Tiefe sie erschreckte; allein die Furcht vor dem Grafen Bernhard und seinen Drohungen war so groß, daß sie den Muth der Verzweiflung faßte. Nachdem sie sich mit dem Kreuze bezeichnet, und ihre Seele Gott empfohlen hatte, ließ sie sich in den Graben hinab. Die Hecken und Steine schnitten grausam in ihre zarten Hände und Füße ein, aber sie fühlte in der Angst ihres Gemüths nichts von Schmerz. Die Tiefe hatte sie itzt erreicht, doch nun galt es, auf der andern Seite wieder hinauf zu klimmen. Zum Glück fand sie einen von den spitzigen Pfählen, dergleichen die Belagerten bey dem letzten Angriffe auf die Feinde geschleudert hatten; an diesen lehnte sie sich, indem sie immer mit einem Fuße vorwärts schritt und den andern nebst dem Pfahle nachzog *). So gelangte sie, mit großer Anstrengung und Beschwerde, auf die Höhe. Zwei Bogenschüsse weit von da lag ein wilder Wald, von Schlangen und gefräßigen

*] Die Gräben im Mittelalter erhoben sich nicht senkrecht, sondern hatten eine mehr oder weniger jähe Neigung.

Thieren bewohnt. Marie wagte es erst nicht, ihren Weg nach dieser Wildniß zu nehmen, allein die Besorgniß entdeckt, und nach der Stadt zurückgebracht zu werden, nöthigte sie am Ende doch, eine Zuflucht in dem dicken Gebüsch zu suchen, welches den Wald umgab. Hier sank sie ermattet und entkräftet in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie erst am Morgen des andern Tags wieder erwachte, als eben einige Hirten aus der Stadt ihre Rinder und Lämmer in diese Gegend trieben.

Während die Heerden friedlich zwischen dem Flusse und dem Gehölze weideten, setzten sich die Hirten um eine klare Quelle, die sich in einem kleinen, kunstlosen Teich von bemoosten Steinen sammelte, und legten ihr Brod auf den Rasen, und machten sich daran, ihr Frühstück einzunehmen. Marie näherte sich ihnen, und sagte: Schöne Knaben, kennt ihr Roger, den Sohn des Grafen Bernhard von Beaucaire? Wohl kennen wir ihn, antworteten die Hirten. Als sie aber ihre Augen länger auf die fremde Erscheinung hefteten, da wurden sie so mächtig ergriffen von der hohen Schönheit der Jungfrau, daß sie wähnten, eine Fee des Waldes stehe vor ihnen.

Kinder, fuhr Marie fort, geht zu ihm an den alten Thurm, wo er gefangen ist, und sagt ihm, daß hier im Wald ein weißes Reh sey, für welches er gern hundert Goldstücke geben würde, ja wohl alles Geld der Welt, wenn es in seiner Gewalt wäre. Sagt ihm ferner, daß er eilen müsse, das Reh zu finden, denn nach drei Tagen werde es in die fernen Bergschluchten zurück gehen, und nie wieder zurückkommen. — Sie gab hierauf den Knaben einige Silberstücke, und diese versprachen, die Nachricht an Roger zu bringen, wenn sie ihn sehen würden.

Jetzt war alles Freude und Liebe in der Seele Mariens. Sie bog die Zweige des Gebüsches zu einer Laube, und schmückte sie mit schönen Feldblumen und wohlriechenden Kräutern aus. Dann setzte sie sich hinter einen Strauch, um auf Rogers Bewegungen zu lauschen, wenn er sich der Stelle nähern würde. Ja, sprach sie bei sich, sein Herz muß ihm sagen, daß ich diese Laube geflochten habe.

Roger war indessen aus seinem Gefängnisse befreit worden. Kaum hatte nämlich der Vicomte die Flucht seines Mündels vernommen, als er — aus Furcht vor dem Zorne des alten Grafen — vorgab, Marie

sey des Nachts plötzlich gestorben. Graf Bernhard wurde durch diese Nachricht so höchlich erfreut, daß er nicht nur seinen Sohn sogleich in Freiheit setzte, sondern auch ein glänzendes Fest veranstaltete, wozu alle Ritter und Damen seines Gebiets eingeladen wurden. Der Hof war zahlreich, und Spiele und Gastmähler wechselten, nur Roger blieb freudenlos, denn er sah die nicht mehr, welche er liebte. In stille Trauer versenkt, stand er einsam, an einen Pfeiler gelehnt. Ein Ritter, aus der Gesellschaft näherte sich ihm, und sagte: Herr Roger, ich war krank wie Ihr, und an demselben Uebel, darum will ich Euch ein Heilmittel vorschlagen, welches seine Kraft an mir bewährt hat. Ersteigt euer Pferd, und reitet längs dem Walde hin. Ihr werdet die Vögel hören, und die Blumen sehen und den blauen Himmel, und wer weiß, was Euch sonst noch für Trost zu Theil wird.

Roger dankte für den guten Rath, und alsbald verließ er den Saal, ließ sein Roß satteln, und ritt nach dem Walde zu.

Die Hirten saßen noch um die Quelle. Sie hatten sich zwei Kuchen gekauft, und wollten eben auf dem Grase ihr Mahl davon halten. Gott segne und

erhalte unsern braven Herrn Roger! sagte der eine; und auch die schöne Jungfrau mit den langen blonden Locken, fiel der andere ein. Sie hat uns ja Geld gegeben, wofür wir uns Kuchen kaufen können, und Messer mie Scheiden, und Querpfeifen und Netze und noch andere Dinge.

Roger wurde aufmerksam. Er gab den Knaben einige Geldstücke, damit sie ihm alles sagen sollten, was sie von der Jungfrau mit dem langen blonden Locken wüßten. Der munterste und beredste von den Hirten erzählte ihm die Geschichte von dem Morgen, und was die Jungfrau von dem weißen Reh gesprochen.

Gott lasse mich das weiße Reh finden, sagte Roger, und gieng in den Wald.

Marie, rief er im Hingehen, meine Schwester, meine holde Freundin! Deinetwegen setze ich mich den wilden Thieren aus, ich muß deine schönen Augen wieder sehen, und dein süßes Lächeln, und deine sanfte Stimme wieder hören.

Die Hecken und Dornen zerfetzten sein Gewand, Hände und Füße troffen von Blut, aber er dachte nur an Marien, seine holde Freundin, und empfand nichts von Schmerz.

Der Tag neigte sich allmählig, und all sein Bemühen schien fruchtlos. Thränen traten in seine Augen, da stieg der Mond herauf, als wollt' er ihm Trost bringen, und den rechten Pfad zeigen. Von neuer Hoffnung belebt, setzte Roger seinen Weg fort, und fand endlich die Laube, welche die Jungfrau geflochten hatte. — Gewiß, rief er aus, gewiß war meine Freundin hier, und ihre Hände vereinigten diese Zweige. Ich will mich niederlegen unter der grünen Wölbung, und die Nacht da zubringen. Es ist so süß, da zu ruhen, wo ihr Athem geweht hat. Alsobald band er sein Pferd, welches er am Zaume führte, an einen Baumstamm, gieng in die Laube, und rief in Entzücken verloren: Schöne Blumen, grüne Zweige, welche meine Marie so freundlich zusammen band, könnt ihr mir denn nicht ein Wort von ihr sagen? O, daß sie wiederkomme auf diese Stelle, wie viele Küsse wollt' ich auf ihre Lippen drücken!

Die Jungfrau stand in der Nähe, und hörte seine Wünsche. Mit offnen Armen eilte sie auf ihn zu, und drückte ihn an das zitternde Herz. Wir haben uns wieder! sagte sie, wir haben uns wieder, sagte er, und hing an ihren süßen Lippen.

Aber was nun beginnen? fragte Marie, nach einem langen, wonnevollem Schweigen. Dein Vater wird deine Flucht bald gewahr werden, und ehe noch der Morgen graut, kommen vielleicht schon seine Knechte, dieses Gehölz zu durchsuchen. Wenn man uns findet, so weiß ich nicht, welch Schicksal deiner warte; aber mir ist alsdann der grausamste Tod gewiß.

Da will ich schon Rath schaffen, antwortete Roger. Schnell bestieg er sein Pferd, nahm die Jungfrau in den Arm, und ritt von dannen, indem er unaufhörlich die Augen und die Stirne und den Mund seiner Geliebten küßte.

Wohin gehen wir, fragte sie?

Ich weiß es wahrlich nicht, war seine Antwort; aber es liegt auch wenig daran, da wir miteinander gehen.

Sie zogen fort über Berg und Thal, durch viele Dörfer und Städte, und gelangten zuletzt an das Ufer des Meeres. Nicht weit vom Strande hatten einige Handelsschiffe geankert. Roger gab ein Zeichen, daß man ihn abholen möchte. Eine Barke kam ans Ufer, und die beiden Liebenden wurden auf eins der Schiffe gebracht.

Ein fürchterlicher Sturm trieb sie an die Küste des Königreichs von Torelor, wo sie noch den Hafen der Stadt gleichen Nahmens gewannen. Roger blieb daselbst drei Jahre lang, und sie wurden ihm wie ein Tag, denn er lebte nun mit Marien vereinigt, und nichts verminderte die Liebe des treuen Paars. Die Sarazenen störten dieses Glück. Sie landeten mit einer Flotte, plünderten die Stadt, und führten die Einwohner als Gefangene hinweg. Unter ihnen war auch Roger mit Marien. Beide wurden in verschiedene Schiffe gebracht, und Roger an Händen und Füßen gebunden.

Ein Sturm trennte das Geschwader der Sarazenen. Das Schiff, auf welchem Roger sich befand, trieb mehrere Tage umher, und wurde endlich an das Schloß von Beaucaire geworfen. Die Einwohner strömten herbei, und erkannten mit freudiger Ueberraschung den Sohn ihres Herrn. Seine Eltern waren inzwischen gestorben; das Volk führte ihn im Triumph auf das Schloß, und leistete ihm den Eid der Treue. Roger hatte nichts mehr zu beklagen, als den Verlust Mariens.

Das Schiff, worauf diese entführt worden war, gehörte dem Könige von Carthago, der es, mit

zwölf seiner Söhne, zu diesem Zug gegeben hatte. Die jungen Prinzen waren entzückt von der Schönheit ihrer Gefangenen, und begegneten ihr mit großer Achtung. Man fragte sie nach ihrem Vaterlande und ihren Eltern. Beide sind mir unbekannt, antwortete Marie. Ich weiß nur, daß ich in meinem frühesten Alter geraubt und von den Sarazenen verkauft worden bin.

Bei ihrer Ankunft in Carthago war es ihr, als ob dunkle Bilder vor ihren Augen lebendig würden. Diese Mauern, dieses Schloß des Königs glaubte sie schon einmal gesehen zu haben. Der König selbst wurde nicht wenig überrascht, als er einzelne Umstände ihres Lebens erfuhr, und bald erkannte er sie als seine verlorne Tochter. Der Vater und die Brüder umarmten sie, und es war eine allgemeine Freude. Wenige Tage nachher wurde ihr eine Heirath vorgeschlagen mit einem benachbarten Könige: aber Marie hatte einen Abscheu vor dem Heidenthum, und dachte Tag und Nacht an Roger, den sie so sehr liebte.

Jeder Augenblick vermehrte ihre Sehnsucht, und das Heimweh der Liebe wurde so stark in ihrem Herzen, daß sie um Mitternacht aufsprang vom Lager,

und das väterliche Schloß verließ. Sie hatte eine Cither mitgenommen, und eilte nach dem Ufer des Meers, wo sie in einer armen Fischerhütte eine freundliche Aufnahme fand. Hier färbte sie sich mit Kräutern Hände und Gesicht bräunlich; der Fischer tauschte um Wams, Unterkleider und einen Mantel gegen ihr Gewand ein, und so, in männlicher Tracht, fand sie Gelegenheit, mit einem Schiffe nach der Provence zu fahren. Die Reise war schnell und glücklich. Nachdem sie den Hafen erreicht hatte, wanderte sie als Sänger durch das Land, und kam vor das Schloß von Beaucaire.

Roger stand eben mit seinen Baronen auf dem Balkon, und sah in schwermüthiger Erinnerung nach dem Walde hin, wo er einige Jahre zuvor seine Marie wiedergefunden hatte. Die Jungfrau näherte sich mit der Cither, und sagte:

Gefällt es Euch, edle Herren, die Liebe Rogers und Mariens zu hören?

Die Gesellschaft bezeugte eine große Freude darob. Sie schlug ihr Saitenspiel an, und sang wie Roger und Marie sich fanden und liebten, wie beide gefangen wurden, und sich im Walde wieder trafen, und

alle ferneren Schicksale bis zu ihrer Trennung. Dies war der Schluß ihres Liedes:

Ihr Vater gar reich an Land und Leut'
Will ihr geben eine Krone:
Doch was das Herz der Jungfrau erfreut
Sind nicht die Perlen am Throne.

Es blinket vor ihr der Goldpokal,
Sie füllt ihn mit warmen Thränen,
Das heitere Fest im Marmorsaal
Vermehrt nur ihr trauriges Sehnen.

Sie wandelt hinaus zum Meeresstrand,
Und sieht, wie die Segel fliegen,
Ach trägt mich kein Schiff ins ferne Land,
Wo die Rosen im Thaue sich wiegen?

O Täubchen, nimm hier das Myrthenreis,
Bring es dem, der geliebt ist vor allen!
Dem Täubchen, ach! graut vor der weiten Reis',
Es läßt in die Fluth das Zweiglein fallen.

Roger wußte nicht, wie ihm geschah. Kaum hatte der Sänger geendigt, als er auf ihn zueilte, und ihn fragte, ob er Marien kenne?

Wohl kenne ich sie, antwortete dieser. Ich sah

sie öfter in Carthago, wo ihr Vater König ist. Ach, es giebt wenige Jungfrauen, die so treu sind, und so fromm und so unglücklich. Der Sänger erzählte hierauf, was sich mit Marien seit ihrer Ankunft in ihrem Vaterlande zugetragen.

Freund, erwiederte Roger, ich beschwöre dich bei der Liebe, die dem Sänger hold ist und heilig, zurückzukehren nach Carthago. Sag' ihr, daß ich sie liebe, wie am ersten Tage, daß ich sie längst aufgesucht hätte, wenn ihr Aufenthalt mir bekannt gewesen wäre, daß ich ihr allein meine Hand bewahre. Bringst du sie mir, so fordere an Gold und Silber, so viel dich gelüsten mag, und ich werde dir noch immer zu wenig geben.

Der Sänger versprach sein Möglichstes zu thun, und entfernte sich. Aber als Marie sich im Weggehn noch einmal liebevoll nach Roger umwandte, erblickte sie ihn in Thränen schwimmend. Gerührt ging sie wieder zu ihm zurück, ergriff seine Hand, und bat ihn, beruhigt zu seyn.

Ich lese in den Sternen, sagte sie. Dein Glück ist näher, als du glaubst.

Sie eilte izt von dem Schlosse nach der Wohnung des Vicomte von Beaucaire. Er war todt, aber seine Wittwe noch am Leben, und zu dieser ließ sich die Jungfrau bringen, und entdeckte sich ihr. Die gute Frau war außer sich vor Freude. Sie hätte Marien erzogen und wie ihr Kind geliebt. Es wurde sogleich eine Kammer für die Pflegetochter bereitet, und einige Bäder gaben ihr nach wenigen Tagen ihre schöne natürliche Farbe wieder. Die Dame ließ ihr kostbare Kleider reichen, und ihr Gemach mit Blumen und schönem Geräthe schmücken.

Seit der Erscheinung des Sängers hatte Roger Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Schwermüthig saß er an einem Morgen unter den Linden vor dem Schloß, als Mariens Pflegemutter auf ihn zukam. Roger, sagte sie, ich weiß ein heilsames Kraut für Eure Wunde. Begleitet mich in meine Wohnung, und ihr sollt fröhliche Dinge erfahren.

Roger folgte ihr voll Unruhe und Hoffnung. Man öffnete eine Kammer — Marie saß da auf einem kostbaren Teppich. Der Graf stand da ohne Sprache und Bewegung. Marie sprang mit offnen Armen auf ihn zu, und küßte ihm mit holdem Lächeln die Augen.

Das Wiedersehn der Liebe kann man nicht beschreiben. Roger führte schon des andern Tags seine wieder gefundene holde Freundin zur Trauung, und beide lebten viele Jahre glücklich, denn sie hörten nicht auf, sich zu lieben.

Die drei Geliebten.

Im Jahr 1145 feierte König Konrad der Dritte das Weihnachtsfest zu Speier. Dahin kam auch Bernhard, der Abt von Clairvaux, um den König und die deutschen Edlen aufzumuntern zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen; denn es stand damals sehr schlimm mit den Angelegenheiten der Christen im gelobten Lande. Bernhard predigte in dem Dom, vor einer zahllosen Menge von Menschen aus allen Ständen, und der Geist seiner Rede ergriff mit Allmacht die Gemüther seiner Zuhörer. Nach Endigung der Predigt und des Hochamtes trat König Konrad mit seiner ganzen Begleitung zum Altare, und ein jeder erhielt aus der Hand des Abtes die Pilgrimstasche und den Stab, und ihrem Beispiele folgte eine große Menge Edler, welche aus

den umliegenden Gauen zu dem Feste nach Speier gekommen waren.

Unter diesen befand sich auch Walther von Felseneck, ein blühender, muthiger Jüngling, und der letzte seines Geschlechts. Sein Vater und seine Brüder waren in Palästina im Kampfe mit den Sarazenen gefallen, und auch in ihm wurde das Verlangen rege, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, und das Grab des Erlösers befreien zu helfen, aber als er eben von seinem Platze sich erheben wollte, fiel sein Auge auf zwei halbverschleierte weibliche Gestalten, die neben ihm knieten, versunken in Rührung und Andacht. Jetzt wars, als ob eine unsichtbare Macht ihn festhielte, und als die Eine der frommen Beterinnen ihr großes blaues Auge emporhob, und ein Blick aus diesem Auge auf ihn fiel, da durchschauerte ihn ein fremdes Gefühl, gleich dem Gefühle der Sehnsucht nach der Heimath, wie es den Wanderer ergreift unter dem blauen Frühlingshimmel, im liebenden Athem der Blumen und Blüten. Er achtete nicht mehr auf das Gedräng am Altare, und vermochte es nicht, von der Stelle sich zu erheben. Als aber die Taschen und Stäbe ausgetheilt waren, und der Weihgesang der Pilgrimme

begann, da gedachte er auch wieder seines Vorsatzes, und er schämte sich seiner unritterlichen Schwäche, und gelobte sich selbst, des anderen Tages sich in die Zahl der Kreuzbrüder aufnehmen zu lassen.

Das Gewühl in dem Dom verlor sich allmählich, die Lichter auf dem Altar wurden ausgelöscht, und zuletzt befand sich Walther noch allein mit den beiden weiblichen Gestalten in der weiten Oede des Tempels. Die Mädchen erhoben sich itzt, und traten zu einen Marienbilde, das in einer Nische stand, und legten als Opfer zwei kleine silberne Schaustücke zu den Füßen der Jungfrau. Als sie zurückgingen, sah Walther ihre Thränen fließen, und er ermannte sich und trat zu ihnen, und sagte:

Es ist nicht ganz schicklich, edle Frauen, daß ich hier im Gotteshause ein Gespräch mit euch anhebe, aber ihr bedürft vielleicht des Schutzes, und wenn ihr Vertrauen zu mir haben könnt, so will ich euch dienen mit Rath und That.

Die beiden Mädchen sahen ihn verlegen an, endlich nahm die Aeltere das Wort:

Wohl bedürfen wir des Schutzes, und eure Rede flößt uns Vertrauen ein, ob wir gleich euern Namen und euer Geschlecht nicht kennen. Wir sind die

Töchter des Ritters Bertold von Odenheim, der in Palästina in einem Gefechte blieb. Bald nachdem wir die Nachricht von seinem Tode erhalten hatten, kamen die Mönche eines benachbarten Klosters mit einer Schuldverschreibung unsers Vaters — wir konnten nicht bezahlen, die Mönche nahmen unsre besten Güter in Besitz, und es blieb uns wenig außer den Mauern unsrer Burg. Unsere Mutter zergrämte sich darob und starb, und wir faßten den Entschluß, nach Speier zu gehen, und unsre Zuflucht in einem Kloster zu suchen, aber wir sind fremd, und wissen nicht, ob man uns aufnehmen werde.

Habt ihr denn Neigung zum Klosterleben? fragte Walther.

Das wohl nicht, erwiederte das Mädchen mit Erröthen, aber — unsre Lage —

Nun die ist so verzweifelt noch nicht, sagte der Ritter. Die Mönche müssen Wort stehen. Ich bin Walther von Felseneck, meine Burg ist nur zwo Stunden von hier. Folgt mir dahin. Die Schwester meiner Mutter lebt bei mir; eine alte, ehrwürdige Frau. Da seyd ihr geborgen, wie im Vaterhause, und für das Uebrige bringt die Zeit auch Rath.

Die Mädchen sahen ungewiß zur Erde, und die jüngere schmiegte sich schüchtern an ihre Schwester an.

Ich ehre euer Stillschweigen, sagte Walther, ob es gleich meinem Herzen wehe thut. Bei der Jungfrau dort und ihrem Sohne, zu dessen Grab jetzt Deutschlands Edle hinziehen, um den segenvollen Palmzweig zurückzubringen, in meinem Anerbieten ist kein Arg. Ich selbst wollte nach Palästina wallen, aber Menschenhülfe ist auch Gottesdienst.

Die Mädchen gewannen Vertrauen zu dem jungen Ritter, und folgten ihm auf seine Burg, wo sie von Frau Kunigunden gar herzlich aufgenommen wurden. Der kleine Kreis schloß sich bald inniger aneinander. Walther jagte den Tag über im beschneiten Forst, und des Abends setzte er sich zu den Frauen, die sich mit ihren Spinnrocken um den wärmenden Ofen reihten, und Mährchen erzählten und ein Lied anstimmten, während draußen der Sturm heulte, und die Wetterfähnlein der einsamen Burg pfeifend umhertrieb.

In dem Herzen des Ritters ward es aber immer unheimischer, je heimischer seine Gäste wurden, und zum Unglück zogen ihn fast beide mit gleicher Gewalt

an. Agnes, die ältere der Schwestern schien es gar nicht Hehl zu haben, daß sie ihm geneigt sey, aber Hedwig, die jüngere, konnte seinem schweifenden Blick nie begegnen, ohne daß das Roth ihrer Wange dreifach höher aufflammte. Agnes zählte zwei und zwanzig Jahre, ihr Wuchs war voll und üppig, ihre Gestalt einnehmend, in ihrem ganzen Seyn enthüllte sich des Lebens reichste Fülle. Hedwig im Gegentheil war weniger schön, aber Sittsamkeit und Unschuld gossen einen höhern Reitz über ihr ganzes Wesen, und wenn jene mit ihrem feurigen Auge süßes Verlangen im Busen erregte, so fühlte man bei Hedwigs schüchternem Blick den Frieden des Himmels.

Der arme Walther vergaß bald seines frommen Gelübdes, und immer mächtiger wurde in ihm der Wunsch, sein Leben in stiller häuslicher Freude hinzubringen. Aber die Wahl beunruhigte ihn nicht wenig, und furchtbar war ihm der Gedanke, sich von einem der beiden holden Wesen trennen zu müssen.

Der Winter war allmählig vorüber gegangen, und Blätter und Blüthen und Gras und Blumen brachen hervor in üppiger Fülle. Schwermuthsvoll irrte Walther im weiten Burggarten. Da fand er

die liebreizende Agnes auf dem schwellenden Rasen gelagert, und der blaue Himmel und die grüne Erde schwanden vor seinen Blicken. Er setzte sich zu ihren Füßen, und ein geheimes Feuer zuckte durch sein Gebein. Agnes setzte ihm einen Kranz von Veilchen auf, den sie eben gewunden hatte, und fest wollt er ihre Hand ergreifen, sie an die glühende Lippe zu drücken, als Hedwigs Stimme unten vom Hügel herauf ertönte. Walther fuhr betroffen zurück, als hätte ihn sein guter Engel gewarnt vor einer bösen That. Hedwig sang folgendes Lied:

Die Jungfrau will ein Blümlein pflücken,
Sie geht im Garten her und hin,
Die Blümlein freuen sich und bücken
Sich tief vor ihrer Königin.

Beim weißen Röslein bleibt sie stehen,
Und schaut es an mit frommer Huld
O Jungfrau, laß mich mit dir gehen,
Ich bin wie du noch ohne Schuld.

Die Jungfrau will das Röslein brechen,
Das ihr den Gruß so freundlich bot,
Doch ach, die rauhen Dornen stechen,
Das Röslein schämt sich und wird roth.

Walther war in der höchsten Verlegenheit, aber Agnes faßte schäkernd seine Hand, die er nicht zurückzuziehen wagte, und sang mit froher Stimme:

Alles, alles strebt hervor
Fröhlich in das Leben,
Alles, alles ist uns hold,
Will uns Wonne geben.

Sieh die goldnen Blümlein sich
Zu einander neigen,
Und der Vogel baut sein Nest
Unter grünen Zweigen;

Und die Erde schaut hinauf
Zu dem blauen Himmel,
Zeigt die Kinder liebend ihm,
Froh im Lustgewimmel.

Alles Leben will sich izt
Tausendfach gestalten,
Tausend Freuden birgt die Nacht
In des Mantels Falten.

Hedwig kam den Hügel herauf, und hielt in der Hand einen Kranz von Schlüsselblumen. Walther

nahm erröthend die Veilchen vom Haupte, und fragte: Ist dieser Kranz auch für mich?

Nein, erwiederte Hedwig. Ich will ihn nach der Kapelle zu den Linden im Mühlengrunde tragen, und ihn der Jungfrau zum Opfer bringen.

Da gehen wir zusammen hin, versetzte Walther, und sprang auf, und machte sich mit den Mädchen auf den Weg nach dem Mühlengrunde.

Kaum waren sie in der Kapelle angekommen, als ein junger Pilgrim hereintrat, und sich vor dem Altare niederwarf. Eine edlere Gestalt hatten sie nie gesehen. Lange braune Locken wallten über den Rücken, und spielten um die blendend weiße Wange, die von Kummer gebleicht schien. Ein schöneres Antlitz ging wohl nie aus der bildenden Hand der Natur hervor. Aber dieser ernste, ruhige Blick forderte nichts mehr vom Leben, und die Wünsche und Hoffnungen dieser Brust gehörten alle dem Himmel an. Aus allen Zügen sprach eine Hoheit und eine Würde, daß man sich vor der Erscheinung hätte niederwerfen mögen wie vor einer Gottheit. Der junge Pilgrim betete mit hoher Inbrunst, dann stand er auf, und hing um den Hals des Marienbildes

auf dem Altar eine Schnur von kostbaren Perlen, und enlfernte sich schnell.

Walther und die beiden Mädchen waren betroffen, und auf ihrem Rückwege nach der Burg war der fremde Jüngling ihr einziges Gespräch. Hedwig meinte, es könne wohl ein Engel gewesen seyn; denn in seinem Antlitze habe man etwas Ueberirdisches bemerkt, und es sey ihr vorgekommen, als bilde sich eine Glorie um sein Haupt.

Das war der Schein der Abendsonne, sagte Agnes, der eben durch die rothen und blauen Fensterscheiben fiel, und das Gesicht des Betenden verklärte.

Sie erschöpften sich nun in Muthmaßungen, und Hedwigs frommer Wahn erregte auch in Walthers Gemüth sonderbare Ahndungen.

Es war ein herrlicher Maiabend. Die Sterne leuchteten so freundlich herab, als wäre die Erde nicht abgefallen vom Himmel, und alle Blumenkelche und alle Blüthen dufteten Liebe und Lust. Walther wandelte durch den Wiesengrund hin, der sich an der Abendseite der Burg in einen lichten Buchenhain verlor. In der Ferne erblickte er ein hochloderndes Feuer, und ging darauf zu. Bald er-

kannte er, daß es Hirten waren, die sich um das Feuer gelagert hatten, und unter ihnen stand der Pilgrim, und sein blasses Antlitz glühte im Wiederschein der Flamme. Der Ritter näherte sich leise, um das Gespräch zu belauschen, und lehnte sich, als er nahe genug war, an eine alte Eiche, damit seine Gegenwart nicht bemerkt werden möchte.

Der Pilgrim erzählte von Palästina, wo er herkam, und von den mannichfachen Drangsalen, welche jetzt die Christen dort zu erleiden hätten. Ein alter Hirt fragte den Fremdling nach seinem Nahmen und Vaterlande, und nach der Absicht seiner Reise. Er schwieg einige Augenblicke, dann fing er mit einer himmlischen Stimme zu singen an:

Mit den Wolken hergezogen
Bin ich über Meer und Land,
Aus der Heimath weggeflogen,
Wo mein Nest in Blüten stand.

Aber trübe Nebel wallen,
Und mein Frühling ist nicht hier,
Blätter grünen, Blätter fallen,
Und Gespielen fehlen mir.

Doch ein goldnes Sternlein flimmert
Hoch am blauen Himmels = Thron,
Schönes Sternlein, das dort schimmert,
In mein Nestchen schienst du schon.

Könnt ich doch mich luftig schwingen
Zu dem goldnen Stern hinan,
Froh und fröhlich unter Singen
Träf ich dort den Frühling an.

Und es will das Vöglein dringen
Hoffend auf zum Abendstern,
Muthig hebt es seine Schwingen,
Stern und Frühling sind so fern!

Und es sinket, eine Leiche,
Nieder in die kühle Ruh,
Und den Müden deckt die Eiche
Mit den gelben Blättern zu.

Walther fühlte sich wunderbar ergriffen von diesem Liede, und ihn wandelte ein Sehnen an, wie im Beginn des Frühlings, wo das Gemüth sich versenken möchte in den Strom des innern heiligen Lebens der Natur. So stand er lange, in sich verloren, und auch der Kreis der Hirten hing noch an den Tönen des Sängers, die schon lange verhallt

waren, und feierliches Schweigen herrschte ringsum, nur vom Geknister des Feuers unterbrochen. Endlich vermochte Walther sich nicht länger zu halten, und trat zu dem Pilgrim hin, und sagte:

Ihr seyd, wie es scheint, ein Fremdling in dieser Gegend. Darf ich euch eine Herberg anbieten auf meiner Burg, die hier ganz nahe liegt? Ihr werdet gute Menschen dort finden, und guten Willen.

Ihr mögt euch diesem biedern Ritter wohl vertrauen, fiel ein alter Hirt ein, denn die Burg Felseneck war von jeher der Zufluchtsort der Bedrängten.

Ich nehme euer Anerbieten an, antwortete der Pilgrim, was ihr dem Fremden und Verlassenen thut, wird euch der lohnen, der uns allen eine Heimath bereitet hat.

Sie wandelten zusammen nach der Burg, und Walther räumte seinem Gast ein Gemach ein mit einer bequemen Lagerstätte, und ließ ihm Speise und Trank vorsetzen. Es war gegen Mitternacht. Der Ritter fühlte keine Neigung zum Schlaf, und ging hinab in den Schloßhof unter die alten Linden, und wandelte da auf und nieder in der heiligen Stille. Plötzlich fühlte er sich rückwärts von weichen Armen umschlungen. Es war Agnes, die ob

seiner Verlegenheit in ein herzliches Lachen ausbrach. Walther wußte nicht, wie ihm geschah. Das schöne, blühende Mädchen in der leichten Nachtkleidung hing an seinem Arme, ihr Odem berührte seine Lippe, ihr Busen hob sich im Strahle des Mondes — mit zitterndem Arm umfing er sie, und sie schmiegte sich an seine Brust mit der Kindlichkeit der hingebenden Liebe. Da erklang fernher eine Stimme durch die Nacht, und Walther und Agnes vernahmen die Worte:

Alle Sternlein schauen nieder
Schauen auf der Menschen Thun,
Gehn und kehren immer wieder,
Bis die Todten nicht mehr ruhn.

Das ist Hedwigs Stimme lispelte Agnes. Walther vermochte nicht zu antworten. Die Gluth in seinem Innern war schnell gelöscht, und er erschrak ob der unheiligen Begierde, die sich seiner bemächtigt hatte. Die Nacht ist unheimlich, fing der Ritter nach einem langen Schweigen an, die Sterne schaun nicht mehr so freundlich herab wie vorhin. Wir wollen zur Ruhe gehen.

Thut das immerhin, erwiederte das Mädchen etwas spitz, mir gefällt es hier, wenn die Menschen schlafen und die Blumen wachen.

Walther entfernte sich mit wundem Herzen.

In den ersten Frühstunden trat der Pilgrim zu ihm auf seine Kammer.

Ihr seyd mir so freundlich entgegen gekommen, hub der Fremdling an, daß ich euch wohl mein Herz aufdecken darf. Vor allen Dingen aber sagt mir, Ritter, ob die Burg Landstuhl weit von hier abliegt, und wer itzt darauf haußt?

Die Burg ist verlassen, antwortete Walther, der letzte Besitzer war kinderlos, er baute ein Kloster, nahm das Mönchsgewand und starb daselbst.

Der Pilgrim schien nachdenkend, nach einigem Schweigen nahm er das Wort wieder und fing an:

Vernehmt meine Geschichte und ertheilt mir guten Rath. Ihr seyd bieder und fromm, denn ich hörte Euch diesen Morgen mit Inbrunst beten, als ich an die Thüre Eures Gemaches kam.

Ich bin ein Mädchen, und im gelobten Lande gebohren. Meine Mutter war eine Freyin von Landstuhl, die, voll männlichen Muths, mit ihrem Bruder in männlicher Tracht nach Palästina zog, dort

gefangen und an einen reichen Saracenen verkauft wurde. Der Ungläubige gewann ihr Herz, nahm sie zum Weibe und ich bin die Frucht dieser Verbindung. Meine Mutter erzog mich heimlich in der Religion ihrer Väter; sie fühlte tief das Unrecht, das sie gethan hatte, und ihre Thränen flossen oft in stillen Nächten auf mein Lager. Mein Vater starb und meine Mutter fand Mittel und Wege ins christliche Lager zu entkommen. Es war ihr Vorsatz, mit mir nach ihrem Geburtslande zurück zu kehren, und dort in klösterlicher Einsamkeit zu büßen für den Irrthum ihrer Jugend. In Marseille, wo wir landeten, wurde sie krank, und fühlte ihr Ende nahe: da ergriff sie meine Hände, und beschwor mich, in meinen Pilgrimskleidern nach dem Rhein zu wallen auf die Burg ihres Vaters, und dort in Abgeschiedenheit für ihre Seele zu beten, damit sie Erbarmung finden möge jenseits. Dies, Ritter, ist meine Geschichte. Mein Großvater ist todt, wie ihr sagt, und nun bitte ich Euch, dessen Ritterpflicht es ist, den Bedrängten Hülfe zu bieten, daß ihr mir einen abgeschiedenen Plaz anweisen mögt, wo ich mir eine kleine Einsiedelei erbauen lassen kann. Ich will in kein Kloster, denn ich will nicht unter Menschen wohnen, sondern

abgeschieden von allem, was dem Leben gehört, meine Tage hinbringen als ein Sühnopfer für meine Mutter

Ich kann Euern frommen Vorsatz fördern, versetzte Walther. Seht hier unten an der Burg die kleine Rheininsel mit der Einsiedelei und der Kapelle im Weidengebüsche. Sie ist mein Eigenthum und gegenwärtig unbewohnt. Gern will ich euch diese friedliche Zuflucht einräumen, und es euch auch an Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten nie fehlen lassen. Nur müßt ihr euch noch einige Tage bei mir gedulden, denn die Klause bedarf einiger Ausbesserung. Meine gute Muhme und die fromme Hedwig werden euch nicht misfallen.

Maria, so hieß die Fremde, nahm das Erbieten mit Dank an, und Walther brachte sie alsobald zu den Frauen der Burg, die sie mit weiblicher Kleidung versorgten.

Walther wurde von der edlen Gestalt und dem überirdischen Wesen Mariens immer mächtiger angezogen, aber sie erschien ihm wie eine Verklärte, zu der sich das Gemüth nur mit heiliger Scheu erheben kann. Agnes war seit dem Abend unter den Linden fast immer abwesend, Maria brachte die mei-

sten Stunden des Tages in einsamer Betrachtung zu, mitunter gesellte sie sich zu Kunigunden und Hedwig, und erzählte ihnen von dem Lande, wo sie gebohren war, von den Wundern am Grabe des Erlösers und von den Gefahren ihrer Reise. Walther versäumte nie an diesen Gesprächen Theil zu nehmen, aber er wurde immer ernster und schwermürhiger, und die blühende Farbe verlosch auf seinen Wangen.

Die Einsiedelei war itzt im bewohnbaren Stande, und am folgenden Tage wollte Maria sie beziehen. Walther traf sie im Garten unter einem Ahorn sizzend und näherte sich ihr mit hochklopfendem Herzen.

Morgen also wollt ihr uns verlassen? sagte er mit zitternder Stimme.

Maria. Morgen will ich scheiden auf immer von dem Leben.

Walther. Hat es denn gar nichts mehr für euer Gemüth?

Maria. Erinnerungen und Thränen giebt es mir noch.

Walther. Dem Frommen blüht ja auch das Glück der Liebe, die Freude des Hauses.

Maria. Warum sollt ich meinen Sinn heften

an Vergängliches? Was die Erde hervorbringt, ist dem Tode geweiht, und sie büßt mit der Schuld des Menschen.

Walther. Gattenliebe, Mutterfreuden sind doch auch eine Gottesgabe.

Maria. Ja, wie die Früchte des Halms und des Weinstocks, aber ich habe gelernt von Wurzeln zu leben und vom Wasser des Felsens.

Walther. Ihr seyd noch so jung, das Leben liegt noch vor euch im Morgenroth, die Blumen öffnen fröhlich ihre Kelche auf Eurem Wege.

Maria. Seht ihr die hellen Tropfen an ihren Blättern? Sie nähren sich von den Thränen des Morgens. Irdische Liebe ist stete Trennung. Die Rose stirbt, die ihr pflanzt, und der Baum, den ihr pflegt und begießt, treibt noch Blätter und Blüten, wenn ihr von hinnen gegangen seyd.

Das Gespräch wurde durch Hedwig unterbrochen, welche bestürzt auf Walthern zuflog und ihm Nachricht gab, daß ihre Schwester Agnes seit gestern Abend vermißt werde.

Walther nahm alle seine Leute, und ritt mit ihnen aus, um von Agnes einige Kundschaft einzuziehen. Er erfuhr endlich von einem seiner Eignen,

daß sie in einem Gehölze unweit der Burg Felseneck öfters mit einem ihm unbekannten Ritter Zusammenkünfte gehabt habe. Dies war wenigstens hinreichend, ihre Flucht zu erklären. Herr Walther ritt unwillig nach Hause zurück, doch dachte er weniger an die unglückliche Agnes als an Marien. Es war in der ersten Morgenstunde, als er auf Felseneck ankam. Hedwig stand unter dem äußern Burgthor, und weinte.

Maria ist in ihre Einsiedelei gezogen, sagte sie zu dem Ritter, und ich durfte sie nur bis an das Ufer begleiten, und meine Schwester hat mich auch verlassen.

Ich werde dich nie verlassen, gute Seele, erwiederte Walther, und sah sie an mit einem Blick des innigsten Mitleids. Hierauf erzählte er ihr, was er von ihrer Schwester gehört, und die Thränen des frommen Mädchens flossen immer häufiger.

Eine stille Trauer schwebte itzt über Felseneck. Wenn der Morgen graute, eilte Walther ans Fenster, und schaute hinab nach der Insel, ob er die Gestalt Mariens nicht erblicke, und spät am Abend, wenn der Mond die Gegend erleuchtete, lauschte er, die Stimme ihres Liedes zu vernehmen, aber der

Rhein rauschte einmal wie das andre, und verwehte jeden Ton der Dulderin. — Maria hatte bei ihrem Weggange allen Bewohnern der Burg das Versprechen abgenommen, sie in dem ersten Vierteljahre nicht zu besuchen, bis sie eingewohnt wäre in ihre Einsamkeit. Jeden Morgen schickte ihr der Ritter frische Lebensmittel, welche ein Knecht auf einem Kahn nach der Insel brachte, und am Ufer auf einen Stein setzte.

Der Frühling war izt vorüber gegangen, da sagte eines Abends Hedwig zu dem Ritter:

Morgen sind es drei Monate, seit Marie von uns geschieden ist. Morgen dürfen wir sie besuchen. Das wollen wir, antwortete Walther freudig, und drückte zum erstenmal die Hand des Mädchens an sein Herz. Hedwig erröthete, und eine Thräne entquoll ihrem blauen Auge, die sie zu verbergen suchte. Der Morgen stieg herauf, und sie wandelten beide nach der Insel, und konnten den Augenblick nicht erwarten, wo sie die schuldlose Büßerin wieder sehen sollten. Vor der Thür der Klause lag ein junges Reh, welches Maria an sich gewöhnt hatte, und schien zu trauern. Walther wollte dem guten Thiere liebkosen, aber es blieb in seiner Lage, und sah starr vor

sich hin, als ob man ihm seine Gespielin geraubt hätte. Eine bange Ahndung durchzitterte das Herz des Ritters Sie traten in die Klause. Auf der Strohmatte lag die frommr Dulderin mit gefalteten Händen, und ein Lächeln schien um ihre Lippe zu schweben. Stille, flüsterte Hedwig, und legte den Finger auf den Mund. Ach, sie ist todt, rief Walther, und ergriff ihre kalte Hand: sie ist todt! mit diesen Worten sank er an ihrem Lager nieder. Hedwig stand da, ein Bild des Schmerzes, und weinte und betete.

Unsre Hände sollen die Heilige zur Ruhe bringen, rief Walther, und sprang auf. Da vernahmen sie ein Wimmern — eine bleiche Gestalt mit zerrissenem Gewand und fliegenden Haaren stürzte herein und warf sich zur Erde. Hier will ich büßen und sterben, rief die Gestalt. Hedwig erkannte zuerst ihre Schwester. Meine Agnes, schrie sie auf, und wollte in ihre Arme stürzen.

Agnes starrte sie an und den Ritter und den Leichnam. Ihr seyd es, sagte sie mit dem Lächeln des Wahnsinns. Fragt nicht, was aus mir geworden ist. Meine Sünde kann nur durch Reue versöhnt werden. Diese Heilige wird dort für mich beten,

und wo sie lebte und starb, will ich weinen und sterben. — —

Walther und Hedwig brachten den Leichnam Mariens zur Ruhe, und gaben sich die Hände am Altar. Agnes lebte noch wenige Monathe auf der Insel, und wurde neben Marien begraben, und jede Woche wallten Walther und seine Gattin auf die Insel und trauerten an dem Hügel der Reinen und der Büßerin.

Der Trauring.

Vor vielen Jahren lebte zu Siena ein Jüngling, Guido Tibaldi mit Namen, edel von Geburt und Gesinnung. Die Natur hatte ihm eine schöne Gestalt verliehen, und das Glück einen Ueberfluß an Gütern. Er war aber in dem Alter, wo man allein nicht mehr glücklich ist, und auch bei dem größten Reichthum. Sein Herz suchte Liebe, welche ihm oft genug angeboten wurde, die er aber nie erwiedern konnte. Eines Tages ging er zur Vesperzeit in die Kirche eines Nonnenklosters, mehr aus Langerweile als aus Andacht. Da sah er neben dem Altare eine Votivtafel hängen, worauf ein Mädchen vor dem Bilde der Madonna kniete, und wie um Hülfe flehend zu der Himmelskönigin emporschaute.

Das Mädchen mochte in einem Alter von 15 Jahren seyn, ein holdes, liebreizendes Wesen, dergleichen Tibaldi noch nie gesehen hatte. Er konnte sein Auge nicht wegwenden von dem Bilde, und in seinem Herzen wurde die erste Liebe rege mit ihrer ganzen Allgewalt. Bald kam eine Schwester des Klosters, die Kirche zu verschließen, denn die Vesper war zu Ende; der Jüngling entfernte sich unwillig, und hätte einen Theil seines Vermögens darum gegeben, das Bild mit sich nehmen zu dürfen. Die Frage, wer jene Votivtafel zum Opfer hieher gebracht habe, schwebte ihm auf der Zunge, doch hielt ihn der ernste, fromme Blick der Klosterschwester ab, sie auszusprechen.

Tibaldi ging vor das Thor, und irrte in Liebesträumen durch das Feld. Es war ein schwüler Sommerabend, und am hellen Himmel stieg eine Gewitterwolke auf. Der Jüngling sah nicht den Weg, den er wandelte, und nicht die Wolke, und so kam er in ein anmuthiges Thal, wo ein klarer Bach zwischen Pappeln und Weinreben sich hinschlängelte. In der Ferne lag ein kleines Landhaus von blühenden Gebüschen umgeben. Tibaldi setzte sich in den Schatten einer Kastanie, auf einen Stein nieder,

und seine Seele war noch immer bei dem Bilde in der Kirche. Eine gute Weile saß er so, den Kopf auf die Hand gestützt, als er ein kleines Geräusch vernahm. Drei Frauenzimmer, von einem Diener begleitet, gingen an ihm vorüber, und indem er seine Augen aufschlug, begegneten sie den Blicken des Mädchens, deren Bild er in der Klosterkirche gesehen hatte. Sie war eine von den dreien. Fiebergluth und Fieberfrost durchschauerten den Jüngling, und er dachte nicht einmal daran, die Frauen zu grüßen. Sie nahmen ihren Weg längs des Baches hin zu dem Landhause. — Tibaldi's Augen folgten ihrem Gange, bis der Pfad sich in ein Akaziengebüsch zur Seite bog; jetzt stand er auf, und ging langsam nach, um zu erspähen, ob sie in die Villa gingen. Plötzlich erschreckte ihn ein Gestöhne — er schaute seitwärts, und erblickte einige Schritte vom Wege, an einer Felsenwand, einen alten Einsiedler in einem Zustande großer Ermattung. Das Mitleid siegte in dem Gemüthe des edlen Jünglings über die Unruhe der Liebe. Er näherte sich dem Greis, und bot ihm seinen Beistand an. Ach! erwiederte der Klausner, ich bin nur schwach von des Tages Hitze! Ein wenig Wasser aus dem nahen Bach würde

mich erfrischen, und mich in den Stand setzen, meine Zelle zu erreichen, die hier oben auf dem Berg liegt. Tibaldi eilte zu dem Bache, und schöpfte Wasser in die Krempe seines Huts und brachte es dem Einsiedler, der begierig trank. Gottes Lohn! sagte der Alte; Ihr habt mich erquickt, und so muß es Euch wohl ergehen. Kommt Ihr je in eine Verlegenheit, wo mein Gebet Euch nutzen kann, und die Gewalt, die Gott mir Unwürdigen verliehen über die bösen Geister, so nehmt eure Zuflucht zu meiner Klause.

Der Jüngling lächelte. Seyd nicht unglaubig, fuhr der Einsiedler fort. Die guten Engel schützen den Menschen und die bösen suchen sein Verderben. Ich habe in dieser Welt vieles gesehen und erfahren, und mehr mit den unsichtbaren Wesen gelebt, als mit den sichtbaren.

Ehrwürdiger Vater! sagte Tibaldi, und ergriff des Greises Hand: einen guten Engel möcht' ich jetzt wohl zur Seite haben. Kennt ihr die drei Frauen, welche vor einigen Minuten hier vorübergingen?

Das Lächeln ist nun an mir, versetzte der Einsiedler. Werdet nicht roth. Was allein steht auf der Erde, sucht eine Stütze. Es war die Gräfin

Sylva, die ihr hier saht; sie ist Wittwe und lebt mit ihren beiden Töchtern auf jener Villa. Die älteste Tochter, Giulietta, wurde vor zwei Jahren plötzlich krank. Es schien dabei nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Aerzte wußten sich keinen Rath; da that die Mutter ein Gelübde zu der Madonna bei den Urselinerinnen zu Siena, und das Mädchen genaß in derselben Stunde. Nach diesen Worten sprach der Alte ein stilles Gebet, machte ein Kreuz über den Jüngling, und stieg den Pfad hinan zu seiner Klause.

Tibaldi kam das alles wie ein Traum vor. Unwillkührlich nahm er den Weg nach der Villa der Gräfin, und stand bereits am Gitterthor des Gartens, als das Gewitter losbrach, und ein schrecklicher Regenguß niederstürzte. Er flüchtete in den Garten, und suchte Schutz in einer Laube. Der Gärtner ging eben vorüber. Guter Freund, sagte Tibaldi, das Gewitter hat mich überrascht; es wird mir doch wohl vergönnt seyn, hier zu verweilen, bis es vorübergegangen ist. In alle Wege, antwortete der Gärtner. Das Haus der Gräfin Sylva ist keinem rechtlichen Manne verschlossen, und einem solchen sehen sie ganz ähnlich. Mit diesen Worten eilte der

Mann von dannen, bald aber kam ein Diener des Hauses, und ersuchte Tibaldi, im Namen seiner Gebieterin, in das Schloß zu kommen. Mit zitternder Freude nahm der Jüngling die Einladung an. Sein Herz pochte gewaltig. Zum Glücke fand er die Gräfin allein, die ihn höflich bewillkommte. Als sie seinen Namen hörte, äußerte sie eine herzliche Freude, denn sie war mit Tibaldi's Mutter in einem Kloster erzogen worden. Das Gespräch wurde nun theilnehmend, man vergaß, daß allmählich die Dunkelheit hereinbrach, und da auch der Regen noch fortdauerte, so ersuchte die Gräfin den Sohn ihrer Freundin, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen, welches der Jüngling mit mühsam verhaltener Freude annahm. Als es zu Tische ging, erschienen auch die beiden Töchter, Giulietta und Rosa, zwei Engelsgestalten, jede in eigner Schönheit — aber in Rosa's Blicken lag noch der klare, ruhige Morgenhimmel, um Giulietta's Auge hing ein leichtes Wölkchen der Schwermuth, wie es immer die nahen seligen Thränen der Liebe verkündigt. Guido mußte viel erzählen von seinen verstorbenen Eltern, und das gab ihm einige Fassung; doch verlor er bisweilen den Faden, wenn Giulietta's Auge zu ihm hinüber sah, und das

Nachfolgende paßte nicht immer zu dem Vorherge- henden in seiner Rede. Das Gespräch kam auch auf den Einsiedler. Die Gräfin prieß seine Frömmigkeit und Giulietta erzählte mit dankbarer Rührung, wie er sie durch sein Gebet von einer sonderbaren Krankheit befreit habe. Unterdessen kam die Mitternachtstunde heran, die Gesellschaft trennte sich, und Tibaldi wurde von einem Bedienten nach dem für ihn bestimmten Schlafgemach gebracht, welches die Aussicht über den Garten und das Thal hin, hatte. Der Sturm war vorüber gezogen. Hell leuchteten die Sterne, und die Regentropfen auf den Blättern der Bäume und Gebüsche glänzten im Schimmer des aufsteigenden Mondes. Die Düfte der Pomeranzenblüten ergossen sich durch den Garten hin. Kein Schlaf war in des Jünglings Augen, das Zimmer dünkte ihm zu enge, er eilte in den Garten hinab, und schweifte im süßen Weh der Liebe durch Laubgänge und Blumenpfade, die ihn auf einem runden freien Platz zu einem Teiche führten. Neben dem Teiche stand die Bildsäule der Venus von weißem Marmor. Eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor, und beleuchtete zauberisch die hohe weibliche Gestalt, welche ihre Arme aus-

streckte, als suchte sie ein Wesen, um es an ihre Brust zu drücken. Der Blick der Göttin schwamm in süßem Verlangen, und je länger Tibaldi das Bild betrachtete, je mehr schien es von einem Lebenshauche beseelt. Eine wahnsinnige Glut ergriff ihn, es trieb ihn, um den Marmor seine Arme zu schlingen, und die halbgeöffneten Lippen mit seinen Küssen zu bedecken. Da erklangen leise Saitentöne vom Schlosse her, und in die Saiten sang eine liebliche Stimme ein frommes Abendlied — es war Giulietta's Stimme. Der Jüngling erschrak, als hätte er einen Frevel an seiner Liebe begehen wollen, seine Sinne waren wieder entnebelt — er floh die gefährliche Stelle, wo die Begierde sein Herz zu umstricken suchte, und eilte auf sein Schlafzimmer. Die letzten Laute von Giulietta's Gesang wehten noch mit den Wohlgerüchen der Blüten und Blumen durch die stille Nacht herüber, und es war ihm, als sey jedes Lüftchen und jeder funkelnde Stern ein Zeichen der Verheissung, daß der Morgen seiner Liebe bald anbrechen werde.

Mit der Sonne verließ Tibaldi sein Lager, und fand die beiden Mädchen schon im Garten mit ihren Blumen beschäftigt. Das Gespräch wurde bald

munter und traulich, und die fröhliche, dreizehnjährige Rosa schlug vor, sie wollten an den Teich gehen, und Tibaldi sollte sie dort in der Gondel auf und ab fahren.

Ich mag nicht gern dort seyn, sagte Giulietta. Mir wird immer so graulich, wenn ich das weiße Marmorbild sehe.

Warum lassen Sie es nicht hinwegnehmen? fragte der Jüngling, und wurde roth, wie vom Bewußtseyn einer Schuld.

Meine Mutter wollte das schon zweimal, versetzte das Mädchen, aber, es ist wunderbar, nie konnte man damit zu Stande kommen; immer zerbrachen den Leuten die Werkzeuge beim ersten Ansetzen. Meine Mutter hielt dies für eine schlimme Vorbedeutung, und so war nie wieder davon die Rede.

Tibaldi wurde nachdenkend. Das ist unkluges Zeug, sagte Rosa. Die Mutter und die Schwester sind furchtsam.

Während dieses Gesprächs kam auch die Gräfin, welche gewohnt war, die Frühstunden in der Kühle des Gartens zuzubringen. Es wurden Anstalten zum Frühstücke gemacht, und nachdem Tibaldi einige Früchte genossen hatte, nahm er Abschied. Die

Gräfin lud ihn ein, sie zuweilen in ihrer Einsamkeit zu besuchen, was er freudig zusagte. Er hielt auch treulich Wort, und kam anfänglich die Woche wenigstens einmal, bald aber auch öfter. Das Gesinde betrachtete ihn bereits als Mitglied des Hauses, und die Mutter sprach schon bisweilen mit ihm von Familienangelegenheiten, wenn sie eines Rathes bedurfte, ohne daß noch zwischen ihm und Giulietten von Liebe die Rede gewesen wäre.

Eines Tages saßen beide auf einer Bank im Orangenwäldchen des Gartens, die Gräfin war eben abgerufen worden. Rosa kam schäkernd herbeigehüpft, und sagte: Ich komme eben aus der Kapelle, und habe die Trauung unsers Pachters gesehen. Hört, wie das zuging. Da knieten Braut und Bräutigam vor dem Altar, sie weinte und er lachte. Da sprach der Kaplan: Dem Menschen ist Freud und Leid gegeben. Wenn aber einer seine Freude zu der Freude des andern legt, so wird sie größer, und legt er sein Leid zu dem Leid des andern, so wird es geringer, darum gebt euch die Hände. — Mit diesen Worten nahm sie die Hände Tibaldi's und ihrer Schwester, und fügte sie mit komischer Gravität zusammen. Giulietta wurde glühend roth,

und schalt den unzeitigen Scherz ihrer Schwester. Tibaldi sah sie an mit einem schmerzlichen Blick — Giulietta! rief er, und der Ton drang durch ihre Seele: Giulietta! wiederholte der Jüngling mit zitternder Stimme. Thränen hingen an Giulietta's Wimpern. — Leid und Freude hat das Leben, fuhr der Jüngling fort, ich will redlich theilen und redlich tragen helfen.

Sie legte ihre Hand in die seinige, neigte ihr Haupt gegen seine Brust, und sagte: Sprechen Sie mit meiner Mutter. —

Giulietta meine Gattin! Rosa meine Schwester! rief der wonnetrunkene Jüngling, und flog in das Schloß. Die Gräfin gab gerne ihre Einwilligung, denn Tibaldi's Vorzüge waren ihr nicht unbemerkt geblieben. Der Trauungstag wurde festgesetzt, und der Bräutigam eilte nach der Stadt, um die Geschenke für seine Braut zu kaufen, und die nöthigen Einrichtungen in seinem Hause zu treffen.

Der Morgen des Festes erschien. Tibaldi fuhr mit seinen Freunden nach der Villa seiner Schwiegermutter, und diese hatte auch schon ihre nächsten Verwandten und die Freundinnen ihrer Tochter aus der Stadt und Nachbarschaft um sich versammelt.

Die Trauung ging vor sich, und nach aufgehobener Mittagstafel ging die Gesellschaft in den Garten, um sich mit mancherlei Spielen zu belustigen. Die Mädchen bildeten einen fröhlichen Kreis für sich, und die Jünglinge, mit ihnen auch Tibaldi, belustigten sich mit Ballschlagen. So trieben sie sich in sprudelnder Lust durch den ganzen Garten, und kamen auf den freien Platz bei dem Marmorbilde. Hier läßt sichs trefflich ringen! riefen einige, warfen die Oberkleider ab, und forderten die übrigen heraus. Tibaldi war nicht der Letzte bei dem Spiel, denn er hatte sich in allen Leibesübungen von früher Jugend an geübt, und er wählte den stärksten von seinen Freunden zu seinem Gegner. Während des ungewissen Kampfes fiel Tibaldi's Trauring von seinem Finger in den Sand. Er hob ihn schnell auf, und damit er ihn nicht verlieren möchte, steckte er ihn an den Finger des Marmorbildes.

Die Kämpfer hatten sich bald abgemüdet, und nun wurde vorgeschlagen, zu den Frauen zurückzukehren. Unterwegs gedachte Tibaldi seines Traurings, und eilte, ihn zu holen. Sein Schrecken war nicht gering, als er zu dem Bilde kam, und sah, daß der Finger mit dem Ring eingebogen war,

und er ihn nicht abnehmen konnte. Er suchte einen Stein, um den Finger abzuschlagen. Aber als er zurückkehrte, war der Finger wieder ausgestreckt, und der Ring verschwunden. Dem Jünglinge ward es ängstlich zu Muthe, jedoch beschloß er, die Geschichte für jetzt noch zu verbergen, und ging, mit beklommenen Herzen, zur fröhlichen Gesellschaft, wo er sich bald wieder etwas erheiterte. Das hochzeitliche Gewühl dauerte bis zur Mitternachtstunde, die Gräfin führte jetzt ihre Kinder in das Brautgemach, ertheilte ihnen ihren Segen und verließ sie mit tausend frommen Wünschen. Giulietta, sagte der Jüngling, überselig durch Liebe, Giulietta! und wollte sie an sein klopfendes Herz drücken: aber plötzlich trat etwas zwischen beide, wie eine Nebelgestalt, und hinderte ihre Umarmung. Was ist das? riefen sie wie aus einem Munde, und ein Schauder durchdrang ihre Glieder. Giulietta! rief Tibaldi, du bist mein durch Priesterhand und durch Liebe: kein Gaukelspiel der Hölle soll uns trennen. Zum zweitenmal wollte er jetzt seinen Arm um sie schlingen, aber zum zweitenmal trat das gestaltlose Wesen dazwischen, und er glaubte die leisen Worte zu vernehmen: Du bist mir vermählt, denn du gabst mir

deinen Trauring. Die holde Braut stand da, ein Bild des Todes, Tibaldi's Blut war starres Eis geworden. Laß uns zu meiner Mutter gehen, stammelte Giulietta: hier ist Unglück. Er führte die Halbtodte zu der Gräfin, und erzählte die Geschichte mit dem Ringe. Man berathschlagte, was zu thun seyn möchte. Da gedachte Tibaldi des Einsiedlers, und entschloß sich, auf der Stelle zu ihm zu gehen, und seinen Rath zu begehren. Die Gräfin billigte dies, und gab ihm einen treuen Diener zur Begleitung, welcher des Wegs zu der Klause kundig war. Als sie auf dem Berge ankamen, fanden sie den Greis vor dem Kreuze seiner Hütte knieen, und mit ausgestreckten Armen sein Morgengebet verrichten. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne fiel auf den betenden Greis, und sein Antlitz glänzte wie das eines Verklärten. Er erkannte Tibaldi auf den ersten Blick, bot ihm die Hand zum Gruße, und führte ihn in seine Zelle. Nachdem er das Anliegen desselben vernommen, hieß er ihn getrost seyn, dem Trauring wolle er ihm wohl, mit Gottes Hülfe wieder verschaffen, und der höllische Spuk solle ihm und seiner Braut nichts mehr anhaben. Aber eines ist Noth, setzte der Eremit hinzu: Euer Herz muß

rein seyn, und keine Schuld darf auf Euerm Gewissen lasten.

Ich habe mich gestern mit Gott versöhnt, und das Abendmahl genommen, erwiederte Tibaldi.

So geht denn guten Muthes diese Nacht zu dem alten heidnischen Tempel hin, der am Ende des Thales gegen Osten zwischen den hohen Pinien steht. Wenn die Glocke die Mitternachtstunde schlägt, wird ein wunderbarer Zug des Wegs zum Tempel hinziehen. Darunter wird ein schönes Weib seyn, und Euch freundlich anreden. Diese hat euern Ring. Laßt Euch aber ja nicht von ihren Liebkosungen täuschen, sonst seyd ihr auf der Stelle des Todes; zieht ihr vielmehr keck und trotzig den Ring vom Finger, und steckt ihn an den Eurigen, und im Nu wird der Zauberspuk verschwinden. Bangt auch keineswegs vor den Schreckgestalten, die ihr sehen werdet, Eure Unschuld und dieses Kleinod werden Euch schützen.

Mit diesen Worten hing er Tibaldi ein kleines hölzernes Kreuz um den Hals, welches dieser auf seiner Brust verbarg, und nun in freudiger Zuversicht nach der Villa zurückkehrte. Der Tag ging

ziemlich heiter hin, denn die Hochzeitgäste waren noch anwesend, aber Giulietta ward immer ängstlicher, je näher der Abend kam, und als die eilfte Stunde schlug, und Tibaldi sich zu dem Gang nach dem Tempel anschickte, da wollte sie ihn nicht von sich lassen, und stürzte auf ihn zu, um ihn zu umklammern. Im Augenblick war die unsichtbare Gestalt wieder da — Giulietta ließ die erstarrten Arme sinken, und fiel ohnmächtig an die Brust ihrer herbeieilenden Mutter. Ich komme, unbekanntes Liebchen, rief Tibaldi voll Ingrimm, schwang sich auf ein Pferd, welches schon gesattelt stand und gefolgt von zwei Dienern, auf deren Muth und Verschwiegenheit er zählen konnte, schlug er den bezeichneten Weg ein. Ohngefähr dreihundert Schritte von dem Tempel ließ er seine Begleiter mit den Pferden halten, und ging allein zu der bezeichneten Stelle. Von dem Tempel stand nur noch die Vorhalle, von zierlichen korinthischen Säulen gebildet — alles übrige war Ruine. Tibaldi setzte sich auf einen Säulenschaft, der am Wege lag, und harrte des entscheidenden Augenblicks. Der Mond goß sein melancholisches Licht auf die Trümmer umher und über die Häupter der Pinien, und tiefes Schweigen herrschte

ringsum, nur rauschte es hier und da ängstlich durch die Zweige der Bäume, und mitunter vernahm man einen ächzenden Ton. Jetzt schlug die Glocke einer benachbarten Dorfkirche zwölf — das Licht des Mondes ward blässer, die Pinien rauschten, wie im Sturme, allerlei Stimmen tönten aus dem Haine hervor, und ein Geräusche, wie von Menschen und Thieren, wogte die Straße herauf. Der Zug kam allmählich näher. Voran ritt ein Weib von reizender Gestalt, ganz dem Marmorbilde im Garten ähnlich. Sie saß auf einem Maulthiere, und hielt eine goldene Ruthe in der Rechten. Auf dem Haupte trug sie ein goldenes Netz, und die Haare flatterten losgebunden um ihre Schultern. Ihr Gewand war leicht und durchsichtig, daß es mehr zeigte als verbarg. Ihr folgte ein Troß von losem, luftigem Gesindel, männlich und weiblich. Sie ritten auf Tigern und Hyänen, auf Katzen und Ziegenböcken, auch saßen einige in Wagen, die von Löwen gezogen wurden. Viele waren blasse, abgewelkte Schattengestalten, andere sahen Furien ähnlich, und wieherten unzüchtige Gesänge. Tibaldi ging dem wilden Zuge einige Schritte entgegen, und faßte den Zügel des Maulthiers, auf welchem die schöne Reiterin saß. Sie

erblickte ihn kaum, als sie absprang, und ihre Arme gegen ihn ausbreitete. Komm, holder Jüngling, sagte sie, es soll dich nicht gereuen, dich mir vermählt zu haben. Komm, die Nacht ist kühl, ich will dich an meinen Busen erwärmen. Gieb mir den Ring zurück, der dir nicht gebührt, sagte Tibaldi, mit fester Stimme, obgleich ihm das Herz ein wenig pochte.

Sieh her, sagte sie, an diesem Finger steckt er. Nimm ihn wieder, wenn du den Muth hast. Mit diesen Worten umschlang sie ihn brünstig, er trank den Zauberodem ihres Mundes, fühlte den lauten Schlag ihres Herzens, aber er dachte an Giulietta, und faßte mit Macht die Hand der Unbekannten, und versuchte, den Ring abzuziehen. Jetzt fingen die Löwen an zu brüllen, die Hyänen und Tiger sprangen an ihm auf, blaue Flämmlein zuckten unter seinen Füßen, der Mond erlosch am Himmel, all die luftigen Begleiter der Furchtbaren schlossen dräuend einen Kreis um ihn: da dachte er noch einmal an Giulietta und an das Kreuz auf seiner Brust, neue Kraft schien seinen Arm zu stählen, er riß den Ring ab, steckte ihn schnell an seinen Finger, und verschwunden war die ganze Erscheinung.

Tibaldi eilte zurück, zu seinem Gefolge, und ob er sich gleich sehr abgemattet fühlte, so überwog doch in ihm die Freude, sich wieder im Besitze seines Traurings zu wissen. Er fragte seine Diener, ob sie nichts gesehen oder gehört hätten? Nicht das mindeste, war ihre Antwort, nur habe sie beide eine peinliche Schläfrichkeit angewandelt.

Im Fluge ging es nun nach dem Schlosse. Die Gräfin war mit Giulietta auf ihrem Zimmer, und beide erwarteten in schrecklicher Unruhe die Zurückkunft Tibaldi's. Als er ins Gemach trat, speang ihm seine junge Gattin mit einem Freudengeschrei entgegen, sie sanken sich in die Arme, und keines wollte das andere los lassen, aus Furcht, die Erscheinung könnte noch einmahl wiederkehren. Aber sie kam nie wieder.

Am andern Morgen ging Tibaldi zu der Bildsäule, fest entschlossen, sie zu zerstören. Seine Diener folgten ihm mit allerlei Werkzeugen. Zertrümmert lag die schöne Gestalt an der Erde, als sie hinkamen, und verwelkt und abgestorben standen umher Pflanzen und Bäume.

Die Gräfin ließ auf dieser Stelle dem Einsiedler eine Hütte und eine Kapelle bauen, und er wohnte noch einige Jahre daselbst. Giulietta und Tibaldi pflegten ihn in seiner letzten Krankheit, und sein Grab war für sie und alle Bewohner der Gegend die Ruhestätte eines Heiligen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB 013402009868

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreiber, Alois Wilhelm,

Gedichte und Erzählungen

Heidelberg 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 373
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419102-6